



**„Entwicklungszusammenarbeit und freiwilliges Engagement in Tansania  
am Beispiel des Vereins Usseri e.V.“**

**Masterarbeit**

zur Erlangung des akademischen Grades einer Magistra der Philosophie  
an der Karl-Franzens-Universität Graz  
am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft

Claudia Macher, Bakk.<sup>a</sup> phil. (0712101)  
claudiamacher@gmx.at

Marina Raffeck, Bakk.<sup>a</sup> phil. (0711014)  
mara1988@web.de

**Studienrichtung:** Master Sozialpädagogik

**Begutachter:** Univ.-Prof. Dr. phil. Arno Heimgartner

Graz, April 2012

### **Eidesstattliche Erklärung**

Wir erklären ehrenwörtlich, dass wir die vorliegende Masterarbeit selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angegebenen Quellen nicht benutzt und die den benutzten Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht haben.

Graz, 23. April 2012

Claudia Macher, Bakk.<sup>a</sup> phil.

Marina Raffeck, Bakk.<sup>a</sup> phil.

***Unser besonderer Dank geht an ...***

... Herrn Univ.-Prof. Dr. phil. Arno Heimgartner  
für seine Unterstützung und motivierenden Impulse

... die Obfrau des Vereins Usseri Frau Ursula Keutmann-Plessas  
für ihren Einsatz und Organisation

... unsere Eltern  
für ihren großen Beitrag

... unsere lieben Mitstudierenden  
für die zahlreichen Diskussionen

... Father Gebra und Father Maningi  
für den tollen Aufenthalt in Tansania

# Inhaltsverzeichnis

<b>1. Einleitung [Macher &amp; Raffeck]</b> .....	<b>4</b>
<b>2. Vereinigte Republik Tansania [Raffeck]</b> .....	<b>9</b>
2.1 Religion und Kultur in Tansania .....	11
2.2 Tansanisches Schulsystem .....	14
<b>3. Die Entstehung von Entwicklungszusammenarbeit [Macher]</b> .....	<b>20</b>
3.1 Begriffsabgrenzung Entwicklung .....	20
3.2 Begriffsabgrenzung Entwicklungszusammenarbeit .....	21
3.3 Aufgaben der Organisationen in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit .....	23
3.4 Wichtige Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit .....	24
3.4.1 <i>OECD (Organization for Economic Co-operation and Development)</i> .....	24
3.4.2 <i>DAC (Development Assistance Group)</i> .....	24
3.4.3 <i>NGOs (Non-Governmental Organizations)</i> .....	25
3.5 The Paris Declaration on Aid Effectiveness 2005 .....	26
3.6 Der Ablauf eines Vorhabens in der Entwicklungszusammenarbeit .....	26
3.7 Die Österreichische Entwicklungs- und Ostzusammenarbeit - OEZA .....	27
3.8 Wichtige AkteurInnen für die österreichische Entwicklungszusammenarbeit .....	28
3.8.1 <i>Official Development Assistance (ODA)</i> .....	28
3.8.2 <i>Bundesministerium für Auswärtige Angelegenheiten (BMAA)</i> .....	29
3.8.3 <i>Austrian Development Agency (ADA)</i> .....	29
3.9 Millenniumsziele in der Entwicklungszusammenarbeit .....	30
3.10 Motive der internationalen Entwicklungszusammenarbeit .....	34
3.11 Qualitätsdimensionen in der Entwicklungszusammenarbeit .....	35
3.11.1 <i>Respekt</i> .....	35
3.11.2 <i>Partizipation</i> .....	37
3.11.3 <i>Transparenz</i> .....	38
3.11.4 <i>Ganzheitlichkeit</i> .....	39

3.11.5	<i>Konsequenz und Genauigkeit</i> .....	39
3.11.6	<i>Achtung und Freundlichkeit</i> .....	40
3.11.7	<i>Nachhaltigkeit</i> .....	40
3.11.8	<i>Evaluation</i> .....	41
3.12	Kritik der Entwicklungszusammenarbeit [Macher & Raffeck] .....	43
<b>4.</b>	<b>Definition von Empowerment [Macher]</b> .....	<b>47</b>
4.1	Phasen des Empowerment .....	49
4.2	Ebenen des Empowerment.....	49
4.3	Empowerment - Selbstbemächtigung von Menschen.....	50
4.3.1	<i>Jede/r hat das Recht auf Bildung</i> .....	52
4.4	Hindernisse und Widerstände in der Umsetzung von Empowerment .....	53
4.5	Profile einer neuen professionellen Identität.....	55
4.6	Dienstleistungs-Paradigma – Empowerment-Paradigma .....	57
<b>5.</b>	<b>Freiwilliges Engagement [Raffeck]</b> .....	<b>59</b>
5.1	Historischer Zugang .....	59
5.2	Aktuelle Abgrenzungsversuche.....	60
5.2.1	<i>Strukturen: NPO, NGO, NRO, Freiwilligenorganisation?</i> .....	62
5.3	Freiwilligensektor Österreich.....	64
5.3.1	<i>Motive und Hintergründe für Freiwilligentätigkeit</i> .....	66
5.3.2	<i>Freiwilligenjahr 2011</i> .....	68
5.4	Aufbau eines Vereins .....	69
5.4.1	<i>Ehrenamtlichkeit in einem Verein</i> .....	70
<b>6.</b>	<b>Verein Usseri [Raffeck]</b> .....	<b>72</b>
6.1	Zusammenarbeit vor Ort in Tansania .....	73
6.2	Qualitätsdimensionen des Vereins Usseri e.V. ....	73
6.3	Übernahme einer Patenschaft.....	74
<b>7.</b>	<b>Methodisches Vorgehen [Macher &amp; Raffeck]</b> .....	<b>76</b>

7.1	Das problemzentrierte ExpertInneninterview .....	77
7.2	Teilnehmende Beobachtung .....	78
7.3	Ethnographie .....	79
7.4	Stichprobe .....	82
<b>8.</b>	<b>Forschungstagebuch [Macher &amp; Raffeck] .....</b>	<b>84</b>
<b>9.</b>	<b>Interpretation der Ergebnisse [Macher &amp; Raffeck] .....</b>	<b>111</b>
9.1	Empowerment .....	111
9.2	Entwicklungszusammenarbeit .....	114
9.2.1	<i>Respekt</i> .....	115
9.2.2	<i>Partizipation</i> .....	118
9.2.3	<i>Transparenz</i> .....	120
9.2.4	<i>Ganzheitlichkeit, Konsequenz und Genauigkeit</i> .....	123
9.2.5	<i>Achtung und Freundlichkeit</i> .....	124
9.2.6	<i>Nachhaltigkeit</i> .....	124
9.2.7	<i>Evaluation</i> .....	126
9.3	Schulalltag Schwierigkeiten .....	126
9.4	Schulalltag Motivation .....	128
9.5	Schulalltag Umgangsformen .....	131
9.6	Schulalltag Schulablauf .....	133
9.7	Ehrenamt Allgemein/Schwierigkeiten/Gründe und Verein Usseri.....	136
9.8	Wichtigkeit von Schulgeld-Patenschaften .....	140
<b>10.</b>	<b>Rolle der ForscherInnen [Macher &amp; Raffeck] .....</b>	<b>144</b>
<b>11.</b>	<b>Diskussion und Resümee [Macher &amp; Raffeck] .....</b>	<b>146</b>
	Literaturverzeichnis	
	Abbildungsverzeichnis	

## 1. Einleitung

Wir, Claudia Macher und Marina Raffeck, verfassen zusammen die Masterarbeit für den Studiengang Sozialpädagogik am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft an der Karl-Franzens-Universität Graz mit dem Thema „Entwicklungszusammenarbeit und freiwilliges Engagement in Tansania am Beispiel des Vereins Usseri e.V.“

### *Ausgangslage*

Im April 2011 wurde von Univ.-Prof. Dr. phil. Heimgartner eine E-Mail an uns Studierende geschickt, mit dem Angebot, eine Masterarbeit in Zusammenarbeit mit dem Verein Usseri, welcher sich mit Entwicklungsförderung und Schulgeld-Patenschaften in Tansania befasst, zu verfassen. Im Zuge der Masterarbeit hieß es, wäre es auch notwendig, einen Aufenthalt in Tansania zu planen. Wir haben dieses Angebot mit Freude angenommen, da wir diesem Thema großes Interesse entgegenbringen. Außerdem war es uns ein großes Anliegen, eine andere Kultur kennen zu lernen und uns einer neuen Herausforderung zu stellen. Aufgrund eines Gespräches mit der Obfrau des Vereins Usseri e.V. haben wir erfahren, dass es noch kaum Forschungen im Bereich der Sozialpädagogik in Tansania gibt und das Verhalten in der Schule und die pädagogischen Maßnahmen in der Forschung vernachlässigt werden. Es wird vorwiegend der technische Aspekt (Wie baue ich eine Schule, etc.) in den Vordergrund gestellt. Aufgrund dieser Information ist unser Interesse umso mehr gestiegen, unsere Masterarbeit in diesem Bereich zu schreiben.

### *Forschungsfrage*

Die Hauptfragen bzw. Unterfragen, denen wir nachgehen werden und die wir mit unserer Arbeit und unserer Forschung beantworten werden, lauten:

- *Entwicklungszusammenarbeit – Freud oder Leid?*
  - Welche Qualitätsdimensionen gibt es in der Entwicklungszusammenarbeit?
  - Inwieweit hält Empowerment Einzug in die Entwicklungszusammenarbeit?
- *Wie sieht das Entwicklungsprojekt des Vereins Usseri genau aus?*
  - Welche Auswirkungen können Schulgeldpatenschaften haben?
  - Welche Qualitätsdimensionen vertritt der Verein Usseri e.V.?

- Was bewirkt der Verein Usseri e.V.?
- *Was bedeutet es, ehrenamtlich zu arbeiten?*
- *Wie funktioniert das afrikanische Schulsystem?*
  - Welche pädagogischen Maßnahmen werden in den dortigen Schulen gesetzt?
  - Wie ist die SchülerInnen/LehrerInnen-Beziehung?
  - Wie werden LehrerInnen ausgebildet?
  - Was sind die Motive zu lernen und wie werden die Kinder motiviert?
  - Was wird gelernt? Wie sieht der Stundenplan aus?

Um diese Fragen beantworten zu können, haben wir zwei Wochen in Tansania verbracht. Wir haben verschiedene Schulen, Kindergärten und ein Waisenhaus besucht und den Unterricht beobachtet. Einige der besuchten Schulen und Kindergärten befanden sich in der Nähe von Moshi, einer Stadt im Nordosten von Tansania am Fuße des Kilimanjaros. Die weiteren Schulen befanden sich in dem kleinen Dorf Usseri. Zusätzlich besuchten wir in Usseri afrikanische Familien, die bereits durch den Verein Usseri unterstützt werden und Schulgeld-Patenschaften erhalten.

Vor Ort haben wir ExpertInneninterviews mit LehrerInnen und ProjektpartnerInnen durchgeführt. Wir nutzten ebenfalls die Möglichkeit, mit den Kindern/Jugendlichen in der Schule Gespräche bezüglich der Wahrnehmung der Schulgeld-Patenschaften und ihrem Leben zu führen. Hier ging es speziell um die Frage, wie wichtig die Schulgeld-Patenschaften von den SchülerInnen empfunden werden und welche Meinung sie dazu haben. Im Zuge dieses Aspektes, führten wir im Vorfeld schon in Graz ein Interview mit einer Patin, um zu erfahren, warum sie eine Patenschaft übernommen hat, worin sie die Vorteile sieht, aber auch, ob es Zweifel an der Patenschaft gibt. Ein weiterer wichtiger Punkt bei unserer Reise war, durch die teilnehmende Beobachtung etwas über die SchülerInnen-LehrerInnen- Beziehung und über die Qualität im afrikanischen Schulalltag in Erfahrung zu bringen. Vor und nach unserer Reise leisteten wir Literaturarbeit, um die afrikanische Kultur kennen zu lernen, zu beschreiben und einen guten theoretischen Hintergrund aufweisen zu können. Außerdem verfassten wir ein Forschungstagebuch, um in unserer Arbeit etwas über die Rolle der Forscherinnen zu berichten. Es gab eine starke Zusammenarbeit mit dem Verein Usseri. Dieser bemüht sich, wie oben schon erwähnt, um

die Entwicklungszusammenarbeit in Afrika mit dem Schwerpunkt der Schulgeldpatenschaften.

Die Ergebnisse unserer Untersuchung wurden anhand der inhaltsanalytischen Auswertung der Interviews und einer Interaktionsanalyse der Beobachtungen mit Hilfe des Auswertungsprogramms MAXQDA ausgewertet.

Unsere Studie ist qualitativ ausgelegt. Die von uns gewählten Methoden der Annäherung an die oben genannten Fragen ist einerseits die Quellenanalyse und andererseits ein Methodenmix bestehend aus teilnehmender Beobachtung, ExpertInneninterviews und Forschungstagebuch. Dies kann als Ethnographie zusammengefasst werden. Wir haben nach langem Überlegen festgestellt, dass unser zu bearbeitendes Material und unsere Fragestellungen auf diesem Wege am besten erschließbar sind. Verschiedene Dimensionen wurden dabei in bestimmte Kriterien unterteilt, um differenzierte Aussagen vornehmen zu können. Dazu wurden Beobachtungsbögen, ein Interviewleitfaden und ein Kategorienschema erstellt.

#### *Ziel der Arbeit*

Unser erstes Ziel dieser Arbeit ist es, einen Einblick in die afrikanische Kultur zu geben und damit das Bewusstsein und Verständnis für andere Kulturen zu schärfen. Ebenso wollen wir herausfinden, welche Qualitätsdimensionen in der Entwicklungszusammenarbeit eine Rolle spielen und inwiefern diese im Verein Usseri e.V. integriert sind. Ein weiterer wichtiger Punkt wird es sein, auf die Wichtigkeit von Schulgeld-Patenschaften hinzuweisen, um noch mehr afrikanischen Kindern eine gesicherte schulische Ausbildung zu ermöglichen und auf den großen Bedarf von Schulgeld-Patenschaften aufmerksam zu machen. Ein großes Ziel ist es, den LeserInnen einen Überblick über unsere Forschungsreise in Tansania zu geben, um sie an unseren Erfahrungen teilhaben zu lassen. Ein wichtiger Teil unserer Arbeit ist es auch, eventuelle Probleme oder Chancen der Entwicklungszusammenarbeit aufzuzeigen. Das Bewusstsein der Menschen soll dadurch geschärft werden.

Im theoretischen Teil unserer Arbeit möchten wir eine kurze Einführung in das Land Tansania geben. Ein weiterer großer Teil unserer Arbeit ist das Thema der Entwicklungszusammenarbeit in Afrika. Hier wird genauer auf die österreichische Entwicklungszusammenarbeit und die Qualitätsdimensionen der Entwicklungszusammenarbeit eingegangen. Außerdem werden wir die Hilfe zur Selbsthilfe/Empowerment näher betrachten, da diese

Form der Hilfe in der Entwicklungszusammenarbeit immer mehr an Bedeutung gewinnt. In weiterer Folge werden wir den Verein Usseri, der sich in Tansania um Schulgeld-Patenschaften bemüht, vorstellen, um ein praktisches Beispiel der Entwicklungszusammenarbeit zu liefern. Da im Verein Usseri und auch in der Entwicklungszusammenarbeit allgemein sehr oft ehrenamtlich gearbeitet wird, wird auch das freiwillige Engagement einen Platz in unserer Masterarbeit bekommen. Unserer Meinung nach ist es gerade im Bereich der Sozialpädagogik von großer Bedeutung, ein möglichst weites Blickfeld zu bekommen und offen für Neues zu sein. Diese Masterarbeit bietet uns die Chance dazu, genau diese wichtigen Aspekte zu verwirklichen. In der folgenden Masterarbeit wird die Theorie und der gesamte Forschungsprozess von der Konzeption bis zu den Ergebnissen des Projektes dargestellt.

In den einzelnen Kapiteln unserer Arbeit sind folgende Themenbereiche zu finden:

Nach der Einleitung wird im zweiten Kapitel ‚Vereinigte Republik Tansania‘ in einer möglichst knappen Zusammenfassung auf die wichtigsten Fakten des Landes eingegangen. Hier werden wir neben der allgemeinen Information über die geografischen Daten auch auf die Bereiche der Kultur, Religion und vor allem auf das Schulsystem in Tansania eingehen. Diese Informationen erscheinen uns sehr wichtig, um ein gewisses Grundwissen über das Land zu bekommen und somit eine Basis für die weitere Arbeit zu schaffen.

Im dritten Kapitel beschäftigen wir uns mit dem Thema der Entwicklungszusammenarbeit. Nach der Begriffsentwicklung und einer Begriffsabgrenzung, beschäftigen wir uns mit den Aufgaben und einigen wichtigen AkteurInnen der internationalen Entwicklungszusammenarbeit. Anschließend befassen wir uns noch mit den verschiedenen Motiven und den vorhandenen Millenniumszielen, die es in der Entwicklungszusammenarbeit gibt. Als einen der wichtigsten Punkte in unserer Arbeit befassen wir uns noch mit den verschiedenen Qualitätsdimensionen in der Entwicklungszusammenarbeit. Zu guter Letzt setzen wir uns mit der Kritik an der Entwicklungszusammenarbeit auseinander.

Im vierten Kapitel werden wir auf die in unserem Kontext sehr wichtige Qualitätsdimension des Empowerments näher eingehen. Nachdem wir auf die unterschiedlichen Phasen und Ebenen des Empowerment-Konzeptes eingegangen sind, steht in diesem Teil noch

das Thema der Selbstbemächtigung im Mittelpunkt. Abschließend werden noch die etwaigen Widerstände und Hindernisse aufgezeigt und zusätzlich wird auf den Wandel vom Dienstleistungs-Paradigma zum Empowerment-Paradigma in der Entwicklungszusammenarbeit eingegangen.

Im fünften Kapitel werden wir den Themenbereich des Freiwilligen Engagements als zentralen Aspekt unserer Arbeit ausführlich erläutern. Beginnend mit einem historischen Zugang und dem Versuch einer aktuellen Begriffsabgrenzung, welche auch die organisatorischen Strukturen näher beleuchtet, werden wir anschließend auf den Aspekt der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit eingehen. Hierbei wird vor allem auf die Bereiche der Motive zur Übernahme einer freiwilligen Tätigkeit und auf das Freiwilligenjahr 2011 Wert gelegt. Da Ehrenamtlichkeit vor allem in Vereinen sehr stark erkennbar ist, werden wir auch auf diesen Bereich näher eingehen.

Im sechsten Kapitel werden wir den Verein Usseri näher beleuchten. Hierbei ist es uns besonders wichtig, auf die Zusammenarbeit des Vereins mit etwaigen KooperationspartnerInnen vor Ort einzugehen und diese genauer zu betrachten. Ein weiterer wichtiger Punkt, den wir in unserer Arbeit behandeln möchten, ist, inwiefern sich die oben bereits erwähnten Qualitätsdimensionen der Entwicklungszusammenarbeit im Projekt des Vereins wieder erkennen lassen. Abschließend für dieses Kapitel möchten wir natürlich noch auf die wesentlichen Punkte für die Übernahme einer Patenschaft eingehen.

Ab dem siebten Kapitel beginnt der empirische Teil unserer Forschungsarbeit. Nach einer kurzen, für das Verständnis notwendigen Erklärung der verwendeten Methoden, ist das Forschungstagebuch unserer Reise nach Tansania vorzufinden.

In Kapitel acht folgt unsere Interpretation der Ergebnisse der Forschung. Anschließend wird in Kapitel neun noch genauer auf die Rolle der ForscherInnen, also auf unsere eigenen Wahrnehmungen, eingegangen. Den Abschluss der Arbeit stellt die Diskussion und unser Resümee in Kapitel zehn dar.

## 2. Vereinigte Republik Tansania

Tansania hat eine Größe von 883.749 Quadratkilometern (siehe Abb. 1 und Abb. 2). Auf dieser Fläche verteilt leben in etwa 45 Millionen Menschen. Als Hauptstadt von Tansania wird offiziell Dodoma genannt. Inoffiziell wird allerdings Dar es Salaam als Hauptstadt gesehen. Tansania ist in 30 Regionen unterteilt, die sich in 25 Regionen für das Festland und fünf Regionen für Sansibar gliedern. Diese 30 Regionen sind wiederum in 114 Distrikte unterteilt, welche alle von den vom Präsidenten ausgewählten District Commissioners geleitet werden. Präsident von Tansania ist Jakaya M. Kikwete (vgl. Auswärtiges Amt Deutschland 2011, o.S.).



Abb. 1: Karte Afrika



Abb. 2: Karte Tansania

Die Vereinigte Republik Tansania entstand aus der Vereinigung der zwei Länder Tanganyika und Zanzibar. Tanganyika war bis zum Ende des ersten Weltkrieges unter deutscher Herrschaft und wurde danach unter das Protektorat der Briten gestellt. Tanganyika gewann seine Unabhängigkeit am 9. Dezember 1961, währenddessen Zanzibar seine Unabhängigkeit erst am 10. Dezember 1963 erlangte. Nach der Revolution 1964 verbündeten sich die zwei Länder Tanganyika und Zanzibar zur Vereinigten Republik Tansania. Das frühere Tanganyika ist heute als Festland von Tansania bekannt. Zanzibar ist auch heute noch als Zanzibar oder auch als Tanzania-Isle bekannt. Nachdem Tansania friedlich die Unabhängigkeit erreicht hatte, bemühte man sich weiter, die größten Feinde – Armut, Krankheiten und Unwissenheit – auszurotten. Das Land war allerdings nicht son-

derlich erfolgreich in den angestrebten Zielen. Tansania ist eines der am schlechtesten entwickelten Länder der Welt (vgl. Kitta 2004, S. 9f.).

Trotz der in Tansania lebenden 120 verschiedenen Stämme mit verschiedenen Kulturen, ist das Zusammenleben kaum ein Problem. Auch in der Verständigung gibt es aufgrund der einheitlich verwendeten Landessprache ‚Kiswahili‘ keine Schwierigkeiten. Die Sprache Kiswahili wird von allen Völkern und Stämmen akzeptiert und unterscheidet sich lediglich durch einzelne Wörter die innerhalb einer Familie eigens entstehen und verwendet werden. Kiswahili ist die Hauptverständigungssprache in Tansania und wird auch in der Schule als eigenes Unterrichtsfach gelehrt. Neben Kiswahili ist Englisch die am weitesten verbreitete Fremdsprache in Tansania, welche hauptsächlich in Ämtern oder in Touristengebieten angewendet wird (vgl. Kitta 2004, S. 11). Während unserer Forschungsreise waren alle sehr bemüht, uns ein paar Wörter auf Kiswahili zu lehren. Auf ihre Sprache sind sie sehr stolz. Zugleich waren sie sehr motiviert, auch von uns englische und auch deutsche Wörter zu lernen. Wir waren natürlich sehr lernfähig und haben uns einige wichtige Wörter gemerkt:

- Jambo - Hallo
- Hujambo? - Wie geht es dir?
- Sijambo! - Mir geht es gut.
- Karibu Sana - Herzlich Willkommen
- Watoto wanakwenda shuleni - die Kinder gehen zur Schule
- Asante - Danke
- Lala salama - Schlaf gut
- Muzungo - Weiße/r

*Moshi* ist ein wichtiges Touristengebiet. Unsere Unterkunft befand sich im Stadtteil Karanga der Stadt Moshi am Fuße des Kilimanjaro. Mit seinen ca. 150.000 EinwohnerInnen ist Moshi als übersichtliche Kleinstadt im Gegensatz zu vielen anderen Städten in Tansania wahrzunehmen. Die Lage auf 813 m Höhe direkt am Fuße des Kilimanjaro, macht Moshi zu einer beliebten Stadt für BergtouristInnen, die nach Tansania reisen, um

den Kilimanjaro zu besteigen. Die Stadt ist in einen nördlichen Teil (Shanty Town) und einen südlichen Teil unterteilt. Die Unterteilung ist vor allem im Klima und in der Vegetation zu bemerken. Während es im nördlichen Teil grün, frisch und auch saftig wirkt, wird der südliche Teil eher von Hitze, Staub und stickiger Luft heimgesucht. Die Mentalität in der Stadt ist von Gelassenheit geprägt (vgl. Kunkler 2007, S. 60). Die Gelassenheit konnten auch wir im Alltag sehr gut wahrnehmen. Im täglichen Leben gibt es keine Hektik und auch keinen Stress. Wenn noch Erledigungen anstehen, dann wird das schon irgendwann erledigt werden. Feste und Feiern beginnen nie pünktlich. Darum kommt auch niemand rechtzeitig zu dem angesetzten Zeitpunkt. Dementsprechend werden auch etwaige Anreizeiten oder längere Fahrtstrecken nicht in die Planung mit einberechnet. Wenn wir da sind, sind wir da. Zumeist wird so lange gewartet, bis fast alle eingeladenen Gäste anwesend sind.

## 2.1 Religion und Kultur in Tansania

Im folgenden Teil der Arbeit werden wir auf die für uns am wichtigsten erscheinenden religiösen und kulturellen Aspekte von Tansania eingehen.

Einer der wichtigsten Bestandteile der afrikanischen Kultur ist die Religion. Die Religion bzw. der Glaube richtet sich in mehrere verschiedene Richtungen. Vom Islam, dem Christentum über verschiedene afrikanische Stammeskulturen kann hier alles gefunden werden. Der Glaube, in welcher Form auch immer, ist ein fester Bestandteil des Lebens. Unter den vielen verschiedenen Glaubensrichtungen kristallisieren sich zwei Weltreligionen heraus: der Islam und das Christentum. Diese zwei Religionen führen die Liste der dort vorhandenen Glaubensrichtungen an. Die geografische Verteilung der Religionen behielt noch bis heute Bestand. Dabei ist zu erkennen, dass sich das Christentum eher in den Bergregionen ansammelte und noch ansammelt, wohingegen der Islam eher im Flachland vorzufinden war und auch heute noch ist. Seit 1967 gibt es keine Angabe in Zahlen mehr. Hiermit will man vermeiden, dass die Religion durch ein Erheben der Religionszugehörigkeiten zum Politikum wird. Geschätzt wird, dass circa 40 Prozent der TansanierInnen vom Festland, zu gleichen Teilen aufgeteilt in Protestanten und Katholiken, dem Christentum angehören. 30 Prozent der Bevölkerung des Festlands folgen dem moslemischen Glauben und der Rest ist nach wie vor traditionellen Religionen zuzuordnen. Im Gegensatz zum

Festland dominiert auf der Insel Sansibar mit geschätzten 95 Prozent der moslemische Glaube (vgl. Eiletz-Kaube 2010, S. 65f.). Auch während unseres Aufenthaltes konnten wir keinerlei Auseinandersetzung unter den verschiedenen Religionen feststellen. In Moshi selbst, ist die Vielfalt der Glaubensrichtungen kaum zu übersehen. Hier befinden sich neben der Hauptstraße eine Kirche, deren Glocken läuten, eine Moschee, von deren Minarett ein Muezzin zum Gebet ruft, und ein kleiner buddhistischer Tempel nebeneinander. Im Zusammenhang mit den verschiedenen Glaubensrichtungen muss noch darauf verwiesen werden, dass vor allem die Kirche ein sehr starkes soziales Engagement mit sich bringt. Damit ist gemeint, dass der größte Teil der sozialen Einrichtungen, wie Spitäler, Kindergärten, Schulen, Waisenhäuser und viele weitere Einrichtungen der christlichen Kirchengemeinschaft angehören. Dieses doch sehr weitläufige Angebot der Kirche trägt einen großen Teil zur allgemeinen Verbesserung der Lebenslage der EinwohnerInnen bei. Vor allem dadurch, dass in den kirchlichen sozialen Einrichtungen alle Menschen versorgt und aufgenommen werden, egal welchem Glauben sie folgen. Auch im privaten Bereich besteht zwischen den zwei Hauptreligionen Islam und Christentum ein gutes Verhältnis, welches vor allem von Akzeptanz und gegenseitigem Respekt geprägt ist. Dieses gute Verhältnis ist auch in den gesetzlich verankerten Feiertagen gut erkennbar. Wie die moslemischen Menschen mit den christlichen Menschen gemeinsam an Weihnachten und Ostern frei haben und manchmal auch gemeinsam feiern, genau so nehmen die Christen zum Beispiel an den Feiern zum Ende des Ramadans teil. Oft kommt es auch vor, dass es beide Religionen in einer Familie gibt. Natürlich gibt es auch immer wieder Reibereien zwischen den beiden Weltreligionen und den dahinter stehenden Gläubigen, jedoch wissen alle, dass vor allem die Auseinandersetzung miteinander und auch der gegenseitige Respekt die Grundlage dafür sind, den Frieden weiterhin stabil halten zu können (vgl. Eiletz-Kaube 2010, S. 68ff.).

Wir konnten dies während unseres Aufenthaltes sehr gut erkennen, da zum Ende des Ramadans nicht nur die moslemischen Schulen geschlossen hatten, sondern auch die anderen Schulen an diesem Tag mit feierten und als Zeichen der Anerkennung und Toleranz auch ihre Schulen geschlossen hielten.

Hervorzuheben sind beim Leben in Tansania und vor allem in der tansanischen Kultur die schon fast als streng zu bezeichnenden Hierarchien. Diese Hierarchien sind in sämtlichen

Lebensbereichen als klare und strikte Ordnung zu verstehen, an die sich auch jeder/jede hält. Generell kann davon gesprochen werden, dass der gesellschaftliche Stellenwert vom Beruf, Geschlecht, finanziellen Status und auch vom Alter der Personen abhängt. In den Hierarchien ist genau geregelt, welche Personen welche Aufgaben haben, die sie erledigen müssen bzw. auch dürfen. Die verschiedenen Phasen des Lebens, die erlebt werden, sind mit gewissen Rechten und Pflichten verbunden. Jeder/jede kann nur solche Aufgaben, Rechte und Pflichten erhalten, die auch seinem/ihrem gesellschaftlichen Status entsprechen. Eines der Rechte, das nur den Menschen ganz oben in der Hierarchie gewährt ist, ist das Treffen von Entscheidungen. Diese Entscheidungen werden dann von den anderen ohne zu hinterfragen oder gar zu kritisieren angenommen. Hierbei geht es vor allem darum, dass es die Regel ist, dass keiner/keine sein/ihr Gesicht durch Anzweifeln oder Reflektieren von Entscheidungen verlieren darf. Trotz der Unterwerfung gegenüber einzelnen Personen weigert sich niemand, sich seinen/ihren Rechten und Pflichten zu ergeben. Jeder/jede akzeptiert die erhaltene Stellung in der Gesellschaft und ergibt sich seinem/ihrem Schicksal. Eine in Frage zu stellende Hierarchie ist jene, die auch für uns AusländerInnen gilt. Die Bevorzugung von TouristInnen in Tansania, sei das in Restaurants oder in der Werkstatt, ist nicht zu übersehen (vgl. Eiletz-Kaube 2010, S. 80f.). Doch „diese Art von Ungleichheit ist in Tansania so normal wie Korruption. Sie wird nicht hinterfragt, sie wird schlichtweg akzeptiert“ (Eiletz-Kaube 2010, S. 83).

Die Ungleichheit ist uns vor allem in der ungleichen Verteilung der Arbeit in der Familie aufgefallen. Die Frauen in den Familien sind nicht nur jene, die sich um das Aufwachsen und die Erziehung der Kinder kümmern, sondern auch jene, die das Geld nach Hause bringen. Besonders in den ärmeren Regionen war es auffällig, dass jene Männer, die keiner beruflichen Tätigkeit nachgehen, auch nicht zuhause helfen. Oft wird die Zeit damit verbracht, dem Frust des Lebens ohne Arbeit und ohne Einkommen mit Hilfe von Alkohol zu entfliehen. Diesen Eindruck konnte uns auch Father Gebra bestätigen. Er verwies dabei auf das große finanzielle Problem der Familien und darauf, dass die Eltern meist nur schlecht bezahlte Arbeit auf dem Feld angeboten bekommen. Daher meinte er, dass sich viele Elternteile in den Alkohol flüchten (vgl. Interview 4 2011, S. 1 Absatz 3).

Um wieder zurück zu kommen, möchten wir auf einen weiteren wichtigen kulturellen Part in Tansania, das Palavern, eingehen. In Österreich hat man oft den Eindruck, dass das Pa-

lavern meist als zu anstrengend und nicht sinnvoll wahrgenommen wird. In Tansania hingegen, wird das Palavern als ein Grundelement des täglichen Lebens angesehen. Durch die verschiedenen familien- oder stammesinternen Lebensweisen gestalten sich die Gesprächsregeln für das Palavern unterschiedlich. Grundsätzlich kann allerdings festgehalten werden, dass Konflikte in allen Größenordnungen durch das Palavern über einen sehr dehnbaren Zeitraum hinaus ausgetragen werden. Ziel des Palaverns ist es, eine möglichst gute Lösung eines Problems zu finden, die für alle einigermaßen gleich erträglich ist. Die Bandbreite zur Anwendung des Palaverns ist breit und geht von der einfachen Aussprache bis hin zu Diebstahl. In schwereren Konflikten gilt es, durch das gemeinsame Diskutieren die TäterInnen wieder in die Gemeinschaft einzugliedern, anstatt diese noch mehr zu strafen. Grundlage für eine Aussprache ist der gegenseitige Respekt und die gegenseitige Achtung, unabhängig von der Abstammung. Eine weitere wichtige Regel ist, dass jeder/jede das Recht hat, auszusprechen und alle anderen so lange mit Verständnis zuhören, bis die Person fertig ist. Außerdem wird eine Thematik so lange in verschiedensten Versionen erklärt, bis auch wirklich jeder/jede verstanden hat, um was es geht, denn jeder/jede sollte die Chance haben, zu verstehen (vgl. Eiletz-Kaube 2010, S. 85ff.). Während unseres Aufenthaltes ist uns das Palavern besonders stark aufgefallen. Von der ständigen Ansprache auf der Straße bis hin zu aufmerksamen ZuhörerInnen bei Erzählungen unsererseits. Gespräche aller Art wurden geführt. Auffällig waren die eben erwähnte besondere Aufmerksamkeit, die uns geschenkt wurde, und das Nachfragen um Erklärungen in anderen Worten, damit sie uns besser verstehen können. Selbst die Begrüßung grenzt schon leicht an Palavern, da ein einfaches ‚Hallo‘ nicht ausreicht. Jeder/jede will immer mehr wissen.

## 2.2 Tansanisches Schulsystem

Als im 19. Jahrhundert die britischen Missionare nach Tansania kamen, entwickelte sich erst ein richtiges Schulsystem. Daher hatte auch das britische Schulsystem solch einen enormen Einfluss und ist auch heute aufgrund des Tragens der Schuluniformen noch ersichtlich (vgl. Kunkler 2007, S. 73f.). In Tansania wurde uns bei unserer Reise erzählt, dass die Schuluniformen weitere Vorteile bringen, wenn es um die Ungleichheit unter den SchülerInnen geht. Obwohl alle Kinder in dieser Region sehr arm sind, versuchen die

Schulen mittels Schuluniformen auch die Unterschiede zwischen arm und ärmer zu kaschieren. Wenn hier allerdings von Schuluniformen gesprochen wird, darf nicht davon ausgegangen werden, dass diese bei allen Kindern gleich sind. Die Kinder tragen Pullover und Hosen oder Röcke in denselben Farben, jedoch mit unterschiedlichen Mustern und Schnitten. Das liegt daran, dass sich nicht jedes Kind eine neue Schuluniform leisten kann und daher andere Uniformen nachgetragen werden, oder ähnliche Kleidungsstücke gesammelt und als Schuluniform verwendet werden. Diese feinen Unterschiede sind allerdings nicht weiter von Bedeutung. Wichtig ist nur, dass jedes Kind eine Uniform hat.

Bevor die britischen Missionare nach Tansania kamen, wurde das Notwendigste nur in den Familien zuhause gelernt. Heute müssen die Kinder Schulgeld bezahlen (vgl. Kunkler 2007, S. 73f.). Hier konnten wir bei unserer Reise nach Tansania erfahren, dass viele Kinder oft nicht in die Schule kommen können, weil sie das Schulgeld nicht aufbringen können. Die Kinder dürfen dann zwar am Unterricht teilnehmen, jedoch erhalten sie kein Zeugnis. Oftmals stehen die Eltern vor der Entscheidung, ob sie einem Kind das Schulgeld bezahlen oder die gesamte Familie ernähren.

Oftmals sind allerdings nicht genug Schulen für die ganzen Kinder vorhanden. Daher gibt es Klassen, die vollkommen überfüllt sind. Dazu kommt noch die wirklich schlechte Bezahlung der LehrerInnen, die dann sehr oft aufgrund dieser Tatsache nicht unterrichten. Bezüglich des nicht stattfindenden Unterrichts kommt es allerdings auch vor, dass die LehrerInnen einfach keine Zeit und Lust zum Unterrichten haben. Dies wiederum können die Folgen der fehlenden Motivation aufgrund der mangelnden Ausbildung sein. Für uns sind diese Bedingungen, die an den öffentlichen Schulen herrschen, kaum vorstellbar. Es kommt nicht selten vor, dass die Eltern nur arbeiten, damit sie ihren Kindern einen Zugang zu einer Privatschule finanzieren können. Diese bieten zu einem gewissen Teil bessere Lernbedingungen an. Bessere Lernbedingungen hängen auch damit zusammen, dass die dort angestellten LehrerInnen eine bessere Ausbildung genossen haben oder überhaupt eine Ausbildung gemacht haben (vgl. Kunkler 2007, S. 73f.).

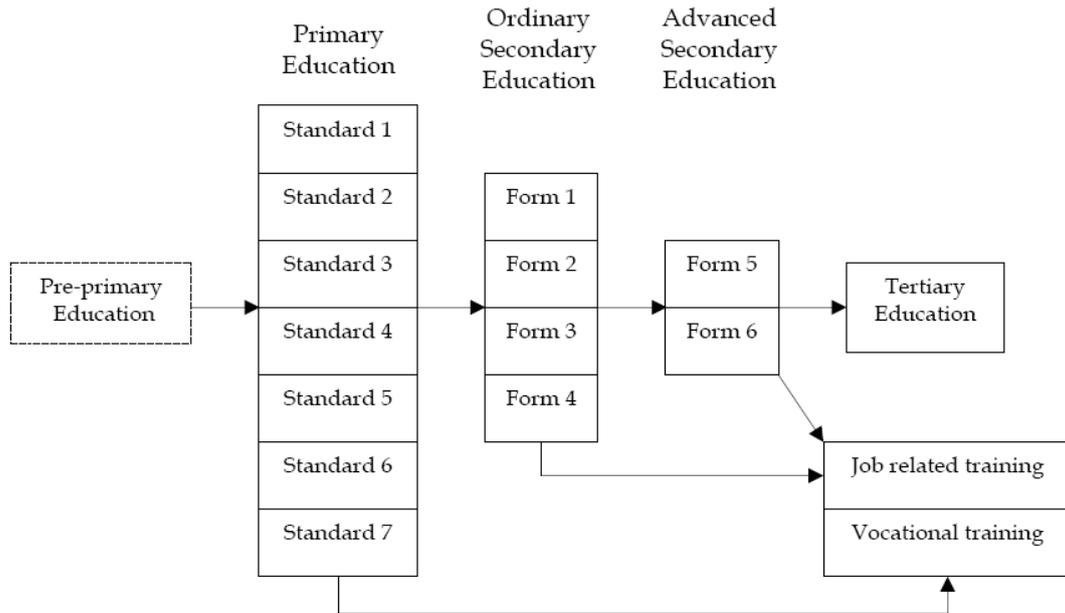


Abb. 3: Aufbau des Schulsystems

Das Schulsystem in Tansania ist von einer Vorschule bis hin zum Dritten Level aufgebaut (siehe Abb. 3). Die Schulkarriere beginnt bereits mit einem Jahr Vorschule. Nach dieser Zeit kommen die Kinder für sieben Jahre in die Primary School, die in unserem System als Volksschule bezeichnet wird. Nach diesen sieben Jahren endet die Pflichtschule. Anschließend könnte dann die ‚Ordinary Secondary School‘ noch vier Jahre besucht werden und mit dem O-Level abgeschlossen werden. Als nächste Stufe gäbe es noch die ‚Advanced Secondary School‘ mit einer Dauer von zwei Jahren, die dann mit den A-Level abgeschlossen werden würde. Erst danach ist es möglich, in eine Universität einzusteigen (vgl. Kitta 2004, S. 13f.).

Im Folgenden nun eine kleine Einführung in die einzelnen schulischen Bereiche:

*Vorschule:* Hierzu gibt es noch Bedarf bei der konkreten Erläuterung der Altersklassen. Angedacht ist, dass auch schon der Kindergarten in Richtung Schule aufgebaut wird. Zu einem sehr großen Teil wurde das in der Praxis schon umgesetzt, jedoch in der Theorie im Schulplan noch nicht verankert. Daher gilt in der Vorschule momentan das Alter von fünf bis sechs Jahren. Derzeit wird versucht, in jeder Primary School eine Vorschule zu integrieren.

*Primary School:* Wie bereits weiter oben erwähnt, dauert die Primary School sieben Jahre und ist mit unseren Volksschulen zu vergleichen. In Tansania herrscht eine Schulpflicht für die ersten sieben Jahre in der Primary School. Die Unterrichtssprache in den einzelnen

Fächern ist Kiswahili. Die Primary School wird mit dem ‚Primary School Leaving Examination‘ abgeschlossen. Durchschnittlich schaffen es weniger als 20 % der SchülerInnen, diesen Abschluss zu bestehen, und alle anderen können daher nicht in die Secondary School aufsteigen.

*Secondary School:* Jene, die nicht weiter in die Secondary School aufsteigen können oder auch nicht wollen, steigen in das Arbeitsleben ein. Generell ist es nach der Beendigung der Primary School jederzeit möglich, aus der Schule auszusteigen und in das Arbeitsleben einzutreten. Die Secondary School ist in zwei unterschiedliche Stufen unterteilt. Sie gliedert sich in das ‚ordinary Level‘ (O-Level) und in das ‚advanced Level‘ (A-Level). Für beide Schulstufen gilt Englisch als Unterrichtssprache. Das ‚ordinary Level‘ hat eine Dauer von vier Jahren und wird nach dem vierten Jahr mit dem Certificate of Secondary Education Examination (CSEE) abgeschlossen. Weniger als 1 % der SchülerInnen, die zur CSEE antreten, sind anschließend berechtigt, in das ‚advanced Level‘ der Secondary School aufzusteigen. Das A-Level dauert weitere zwei Jahre und ist stärker auf einzelne Fächer spezialisiert. Nach Abschluss des A-Levels sind die SchülerInnen berechtigt, ihre Karrierelaufbahn an einer Universität weiterzuverfolgen (vgl. Kitta 2004, S. 14f.).

In Tansania gibt es 5 000 Secondary Schools. Außerdem gibt es weitaus mehr als 14 000 Primary Schools (vgl. Interview 2, S. 6 Absatz 4). Die Vielzahl an Schulen war auch für uns sehr auffällig. An jeder Ecke war eine Schule zu sehen und trotz all den vielen Schulen sind, wie oben schon beschrieben, noch immer nicht genügend Plätze für alle Kinder und vor allem viel zu wenig Lehrpersonal da. Viele der Schulen waren mit Schildern gekennzeichnet, welche darauf hindeuteten, dass diese von ausländischen Hilfsorganisationen erbaut oder gesponsert worden sind. Die verschiedenen Schulen, die wir während unseres Aufenthaltes besucht haben, haben sich in der Ausstattung selten unterschieden. Zumeist gab es nur kahle Räume, in denen nicht mehr als Sessel beziehungsweise Bänke, Tische und eine Tafel standen (siehe Abb. 4). Der Großteil der besuchten Klassen hat vorgefertigte Fenster in den Wänden, jedoch keine Scheiben die vor Wind und Staub schützen würden. Jedes Kind hat ein Heft.



Abb. 4: Schulklasse in Usseri

Es gibt keine Bücher. Nur die LehrerInnen haben ein Buch. Aus diesem Buch zeichnet jedes Kind die dazugehörigen Bilder zu den neu gelernten Wörtern ab. Als Hilfsmittel für die LehrerInnen dienen im Unterricht lediglich das vorhin bereits erwähnte Schulbuch und eine Tafel (siehe Abb. 5). Der Unterricht verläuft sehr strukturiert. Unseren Eindruck bestätigte auch ein Lehrer im Interview. Er erzählte davon, wie genau eine Periode (eine Unterrichtseinheit mit 45 Minuten) in Minuten eingeteilt ist. Wenn eine Lehrperson in die Klasse kommt, hat diese fünf Minuten Zeit, das Thema vorzustellen.



Abb. 5: Tafel in der Schule

Danach folgen 15 Minuten Erklärung zu dem am Stundenplan stehenden Fach. Anschließend werden 20 Minuten dafür verwendet, den Unterrichtsstoff auch vorzuzeigen. Die restliche Zeit verbleibt für die SchülerInnen, um Fragen zu stellen, die die Lehrperson beantworten muss. Am Ende sind noch fünf Minuten Zeit, um die Hausübungen zu vergeben und die nächste Stunde anzukündigen (vgl. Interview 2 2011, S. 1 Absatz 1).

Die Motivation bei den SchülerInnen war in allen besuchten Schulen faszinierend hoch. Die SchülerInnen schätzen es sehr, dass sie eine Schule besuchen dürfen und sind sehr wissbegierig. Alle SchülerInnen wollen zur Beantwortung einer von der LehrerIn gestellten Frage gleichzeitig drangenommen werden.



Abb. 6: Motivation der Kinder



Abb. 7: Kinder im Unterricht

Wie auf den Bildern auch gut ersichtlich ist (siehe Abb. 6 und Abb. 7), wurden wir als ‚fremde Weiße‘ permanent von den Kindern begutachtet. Trotzdem waren die Kinder nebenbei immer mit voller Motivation am Unterricht beteiligt. Die Kinder wissen, dass die schulische Ausbildung für ihre weitere Zukunft sehr wichtig ist. Sie schätzen die Tatsache,

in die Schule gehen zu können beziehungsweise zu dürfen. Um die Teilnahme am Unterricht zu ermöglichen, ist es notwendig, Schulgeld zu bezahlen, welches oftmals in den Familien nicht vorhanden ist. Dies ist einer der vielen Aspekte, dem mit Hilfe der Entwicklungszusammenarbeit entgegengewirkt werden kann. Daher möchten wir im Folgenden auf diesen Themenbereich genauer eingehen.

### 3. Die Entstehung von Entwicklungszusammenarbeit

Die Zeit nach Ende des zweiten Weltkrieges wird als die Geburtsstunde der Entwicklungszusammenarbeit angesehen. Seit diesem Zeitpunkt ist die Entwicklungszusammenarbeit vom ständigen Wandel der Ziele und Positionen ihrer AkteurInnen geprägt. Die Entwicklung geht von nachholender Entwicklung über die Bedürfnisbefriedigung bis hin zu den Millenniums-Entwicklungszielen, welche später in dieser Arbeit noch genauer erläutert werden (vgl. Schicho/Nöst 2008, S. 44). Personen, Personengruppen, Institutionen und Organisationen werden auf verschiedenen Ebenen zu Netzwerken verbunden, um Hilfeleistungen in den Ländern des Südens zu vollbringen (vgl. Fialho Gomes 2008, S. 11). Bevor wir näher auf die Entwicklungszusammenarbeit eingehen, werden wir noch den Begriff der Entwicklung näher beschreiben.

#### 3.1 Begriffsabgrenzung Entwicklung

Entwicklung bewirkt eine Veränderung, welche den Gegenstand selbst (Prozesse, soziale Strukturen), aber auch die Umwelt verändert. Im Zusammenhang mit Entwicklungszusammenarbeit ist Entwicklung nicht nur gerichtet, sondern auch gesteuert und ist deswegen in drei Gruppen zu unterscheiden:

*AkteurInnen:* Die AkteurInnen sind jene, die Entwicklung vorantreiben und organisieren. Dabei kann es sich um Organisationen oder um Individuen handeln. AkteurInnen sind mit einer gewissen Macht, sei es finanziell oder politisch, ausgestattet. Die AkteurInnen sind in der Lage, das Umfeld zu gestalten, in dem Entwicklung stattfindet.

*Gegenstand:* Den Gegenstand gilt es zu verändern, denn durch ihn wird Entwicklung sichtbar gemacht. Der Gegenstand wird durch das Handeln der AkteurInnen und auch der Zielgruppe verändert.

*Zielgruppe:* Die Zielgruppe ist der Mittelpunkt der Entwicklungsbemühungen. Die Umwelt der Zielgruppe bzw. der Betroffenen wird durch gesetzte Aktionen und Entwicklungsschritte der AkteurInnen verändert und verbessert (vgl. Schicho/Nöst 2008, S. 46f.).

Somit sind mit dem Begriff der Entwicklung die Möglichkeiten von Menschen gemeint, ihre Lebenssituation in der Gegenwart und für die Zukunft kreativ und eigenverantwortlich zu gestalten. Die Eigenständigkeit ist hierbei ein wichtiger Begriff, denn die Betroffenen stehen im Mittelpunkt von Entwicklungsbemühungen (vgl. Bliss/Schönhuth/Zucker 2002, S. 178). Die South Commission (1990) definierte Entwicklung auch als einen „Prozess, der es den Menschen ermöglicht, ihre Fähigkeiten umzusetzen, Selbstvertrauen aufzubauen und ein erfülltes und menschenwürdiges Leben zu führen. Sie ist ein Prozess, der die Menschen von der Furcht vor Mangel und Ausbeutung befreit“ (South Commission 1990, S. 10f. zit.n. Schicho/Nöst 2008, S. 47).

### 3.2 Begriffsabgrenzung Entwicklungszusammenarbeit

In unserer Arbeit ist unter Entwicklungszusammenarbeit zu verstehen, dass versucht wird, menschliches Leid in all seinen Formen und Dimensionen zu überwinden beziehungsweise so weit als möglich in Grenzen zu halten (vgl. Müller 2002, S. 53). In der Entwicklungszusammenarbeit geht es darum, die Situation der Menschen nach ihren eigenen Zielen, Kriterien und Vorstellungen zu verbessern. Es ist notwendig, den Betroffenen zur Seite zu stehen und sie zu unterstützen. Dieser Prozess darf aber nicht damit verwechselt werden, den Betroffenen die eigene Kultur als die bessere Kultur zu vermitteln. Es geht darum, den Menschen zur Seite zu stehen, aber nicht ihnen die eigene Kultur aufzuzwingen (vgl. Bliss/Schönhuth/Zucker 2002, S. 178). Während unseres Aufenthaltes in Tansania haben wir ein Interview mit Brigitte Brandmüller, einer Entwicklungshelferin, die schon seit Jahren Entwicklungszusammenarbeit in Tansania leistet, geführt und sie meinte, dass Entwicklungszusammenarbeit bedeutet, dass die Leute unterstützt werden, um selbstständig zu werden. Die EntwicklungshelferInnen müssen es soweit bringen, dass sie nicht immer anwesend sein müssen. Die Leute müssen erkennen, dass sie selbst etwas bewerkstelligen können. Die Ressourcen sind da, sie werden von den EntwicklungshelferInnen zur Verfügung gestellt. Deshalb ist es notwendig, dass auch ein wenig Druck ausgeübt wird. Entwicklungszusammenarbeit kostet sehr viel Kraft, wenn man nur investiert und keine Erfolge sieht. Deswegen ist es wichtig, bestimmte Regeln aufzustellen (vgl. Interview 5 2011, S. 3 Absatz 2). In der Entwicklungszusammenarbeit haben sich neue Strukturen entwickelt, in denen die großen GeberInnen immer mehr das Sagen haben. Deswegen ist

die Arbeitsbeziehung in der Entwicklungszusammenarbeit zwischen den AkteurInnen immer asymmetrisch.

Im gegenwärtigen entwicklungspolitischen Diskurs taucht immer mehr das Empowerment-Konzept auf, welches großen Wert auf die Selbstbestimmung der Betroffenen legt. Das Empowerment-Konzept wird im Verlauf der Arbeit noch genauer vorgestellt.

Komplexität, Heterogenität und der Umfang des Gestaltungsbereiches kennzeichnen die Entwicklungszusammenarbeit. Internationale Finanzinstitutionen wie die Weltbankgruppe und der Internationale Währungsfonds, staatliche Geberagenturen und UN-Sonderprogramme und -organisationen, aber auch nichtstaatliche Organisationsgruppen und Solidaritätsgruppen zählen zu den Gebern von Entwicklungszusammenarbeit. Staaten, die unterschiedlich stark von Hilfe abhängig sind, gehören zu den Empfängern. Seit der Nachkriegszeit haben AkteurInnen der Entwicklungszusammenarbeit Einfluss auf die Entwicklungen der Gesellschaften im Süden. Denn durch die wirtschaftspolitischen Maßnahmen und Positionen wirken EntwicklungsexpertInnen an der Gestaltung der gesellschaftlichen Veränderungen der Empfängerländer mit (vgl. Fialho Gomes 2008, S. 11ff.). In der Entwicklungszusammenarbeit treffen unterschiedliche Kulturen aufeinander, es entstehen Kommunikationssituationen, in denen Personen aus unterschiedlichen Kulturen miteinander zu tun haben. Die Einstellung und das Verhalten gegenüber der Kultur der verschiedenen Beteiligten spielen eine große Rolle. Deswegen ist es wichtig, sich mit Unterschieden und Gemeinsamkeiten auseinanderzusetzen (vgl. Fialho Gomes 2008, S. 18f.).

Die Begriffe in der Entwicklungszusammenarbeit ändern sich oft. In den späten 1970er Jahren sprach man noch von Befriedigung der Grundbedürfnisse. Seit der Entwicklung der 1980er Jahre wird von Nachhaltigkeit und Menschenrechten gesprochen. Armut und Armutsbekämpfung kam erst in den 1990er Jahren auf. Zentrale Begriffe unterliegen ebenfalls einer Veränderung. Anfangs sprach man noch von jungen Völkern und unterentwickelten Ländern. Seit den 1960er Jahren fällt immer öfter der Begriff Entwicklungsländer und später wird auch von der dritten Welt gesprochen. Ebenso veränderte sich der Begriff Entwicklungshilfe zu Entwicklungszusammenarbeit, da es in den neuen Konzepten darum geht, dass die Betroffenen mit den EntwicklungshelferInnen zusammenarbeiten, um gemeinsam die Ziele zu verwirklichen (vgl. Hödl 2008, S. 26). Das Fachwissen, das heute in

der Entwicklungszusammenarbeit vorherrscht, beispielsweise über Entwicklungsprobleme und deren unterschiedlichen Verursachungsfaktoren, war noch nie so umfangreich, differenziert und wissenschaftlich fundiert wie heute. Es hat eine Professionalisierung der Entwicklungszusammenarbeit stattgefunden (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 18).

### 3.3 Aufgaben der Organisationen in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit

Entwicklungsorganisationen richten ihr Handeln und ihre Ziele auf die Konzeption, Evaluation und Finanzierung von verschiedenen Entwicklungsprojekten. Sie übernehmen auch einen gewissen Teil der Öffentlichkeitsarbeit, um das Entwicklungsbewusstsein der Gesellschaft zu steigern und um Spenden aufzutreiben. Sie bieten Dienstleistungen und Fachwissen an und vor allem stellen sie die Zusammenarbeit zwischen Zielgruppen und GeberInnen her. Es gibt Organisationen in den Geberländern und Empfängerländern. Letztere sind sehr stark von externer Finanzierung abhängig. Die Finanzierung erfolgt durch staatliche Entwicklungshilfegelder der Geberländer, durch Zuschüsse von internationalen Organisationen und private Spendengelder. Es gibt staatliche und nicht-staatliche Entwicklungsorganisationen. Die nicht-staatlichen Organisationen haben in den letzten Jahren stark an Bedeutung gewonnen. Die Besonderheit bei diesen Organisationen liegt an der Freiwilligkeit, Privatheit und der besonderen Motivation der MitarbeiterInnen (vgl. Schicho/Nöst 2008, S. 53ff.). Bei den staatlichen AkteurInnen handelt es sich um öffentliche Institutionen und um Ministerien. Öffentliche Entwicklungszusammenarbeit mit Entwicklungsländern findet in bilateraler und multilateraler Form statt. Die bilaterale Entwicklungszusammenarbeit umfasst Leistungen, die einem Entwicklungsland vom Staat direkt gewährt werden. „Von multilateraler EZ wird gesprochen, wenn zwischen- oder überstaatliche Institutionen Leistungen an ein Entwicklungsland oder eine Gruppe von Entwicklungsländern erbringen, die von mehreren Geberländern finanziert werden. Darunter fallen diejenigen finanziellen Beiträge eines Landes an internationale Organisationen und Institutionen, die Entwicklungsmaßnahmen durchführen oder fördern“ (Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 58f.).

### 3.4 Wichtige Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit

Im Folgenden werden wir drei wichtige AkteurInnen in der Entwicklungszusammenarbeit näher beschreiben.

#### 3.4.1 OECD (Organization for Economic Co-operation and Development)

Die OECD wurde 1961 in Paris gegründet und vereinigt mittlerweile 34 Länder weltweit, die sich zu Marktwirtschaft und Demokratie bekennen. „Sie widmet sich folgenden Zielen:

- Förderung nachhaltigen Wirtschaftswachstums
- Höhere Beschäftigung
- Steigerung des Lebensstandards
- Sicherung finanzieller Stabilität
- Unterstützung der Entwicklung anderer Länder
- Beitrag zum Wachstum des Welthandels“ (Organization for Economic Co-operation and Development 2011, o.S.).

#### 3.4.2 DAC (Development Assistance Group)

Für die heutige Entwicklungszusammenarbeit ist der DAC, der in Paris angesiedelt ist, von großer Bedeutung. Der DAC ist eine führende Institution und spielt als politisches Gremium eine wichtige Rolle. Als einzelne Staaten verfolgen die DAC-Mitglieder ihre jeweils eigene Entwicklungspolitik. Dem DAC gehören derzeit 23 von insgesamt 34 OECD-Ländern und dazu die Europäische Kommission an. Sie legen gemeinsam Richtlinien fest, die die Umsetzung von Entwicklungszusammenarbeit erleichtern. Die DAC-Richtlinien dienen auch dafür, dass die einzelnen AkteurInnen die Verantwortung für entwicklungspolitisches Handeln abschieben können. Es wird gemeinsam beschlossen, welche Leistungen als offizielle Entwicklungszusammenarbeit angerechnet werden (vgl. Bea de Abreu 2008, S. 13ff./Mair 2008, S. 127). Die Ziele des DAC sind die Verbesserung von Qualität, Quantität und Effektivität in der Entwicklungszusammenarbeit seiner Mitgliedsländer. Im Jahr 2008 hat die DAC-Gebergemeinschaft Leistungen in der Höhe von 121 Milliarden US-

Dollar erbracht. Diese Zahlen relativieren sich allerdings, wenn man sie in Beziehung zu der wirtschaftlichen Leistungskraft der Geberländer (gemessen an deren Bruttonationaleinkommen) setzt. 1993 hatten die Geberländer im Durchschnitt 0,3% ihres Bruttonationaleinkommens für Official Development Assistance (ODA) aufgebracht. Im Jahr 2000 waren es nur noch 0,22%. Inzwischen ist wieder eine Steigerung der ODA-Leistungen zu registrieren. Im Jahr 2008 wurden 0,34% des Bruttonationaleinkommens der DAC-Mitglieder für öffentliche Entwicklungszusammenarbeit aufgewendet. Die wichtigsten Finanziere der nationalen Entwicklungszusammenarbeit sind somit die Mitgliedsstaaten des DAC. Setzt man diese Zahlen aber in Beziehung zu der wirtschaftlichen Leistungskraft der Geberländer, welche an deren Bruttonationaleinkommen gemessen wird, relativieren sich diese Zahlen. Das Ziel, zu dem sich 1970 alle Geberländer verpflichtet haben, ist, 0,7 % des Bruttonationaleinkommens für Entwicklungszusammenarbeit aufzuwenden. Dieses Ziel wurde im Jahre 2008 nur von Schweden, Luxemburg, Norwegen, Dänemark und den Niederlanden erreicht. Österreich liegt bei 0,43 Prozent (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 55f.).

### 3.4.3 NGOs (Non-Governmental Organizations)

Für die Durchführung von Entwicklungsprojekten spielen auch NGOs und Einzelpersonen eine große Rolle. Der überwiegende Teil der technischen Hilfe (über 50 %) wird von Non-Governmental Organizations oder von Firmen in Form von Projekten umgesetzt (vgl. Fialho Gomes 2008, S. 15). Auf diese Organisationsform wird später in der Arbeit beim Kapitel des freiwilligen Engagements noch genauer eingegangen. Hierzu ist noch zu erwähnen, dass wir in Tansania auf Brigitte Brandmüller gestoßen sind. Sie ist eine Einzelperson, die in Tansania vieles durch ihren Einsatz und ihr Engagement bewirkt. Sie arbeitet ebenso wie der Verein Usseri freiwillig und alle Spenden, die sie oder der Verein Usseri auftreibt, gehen direkt und ohne Verwaltungsaufwand in die eigenen Projekte nach Tansania.

### 3.5 The Paris Declaration on Aid Effectiveness 2005

Mit der Paris Declaration on Aid Effectiveness von 2005 haben sich erstmals Empfängerländer und Geberländer gemeinsam auf fünf Grundsätze für eine wirkungsorientierte Entwicklungszusammenarbeit verpflichtet:

- a) *Eigenverantwortung*: Übernahme einer wirksamen Führungsrolle bei Entwicklungspolitiken und -strategien der Empfängerländer und Koordination der entwicklungspolitischen Maßnahmen.
- b) *Partnerausrichtung*: Die gesamte Unterstützung der Geber wird auf die nationalen Entwicklungsstrategien, -institutionen und -verfahren der Empfängerländer gerichtet.
- c) *Geberharmonisierung*: Harmonisierung und Transparenz begleiten die Aktionen der Geber und führen somit zu einer größeren Wirksamkeit.
- d) *Wirkungsorientierung*: Verbesserung der Entscheidungsprozesse und Ergebnisorientierung beim Ressourcenmanagement.
- e) *Rechenschaftspflicht gegenüber den BürgerInnen und gegenseitige Rechenschaftspflicht*: Geber- und Empfängerländer legen Rechenschaft über die Entwicklungsergebnisse ab.

Diese Grundsätze verlangen von allen Beteiligten die Optimierung der Arbeitsweisen, um die verfügbaren Mittel effizient und effektiv einzusetzen (vgl. OECD/DAC o.J. zit.n. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 45).

### 3.6 Der Ablauf eines Vorhabens in der Entwicklungszusammenarbeit

Mittlerweile hat sich in der Entwicklungszusammenarbeit schon ein internationales Ablaufschema entwickelt. Zu Beginn ist es notwendig, im Empfängerland Programme und Projekte zu identifizieren und zu bewerten, die geeignet sind, einen Beitrag zur Erreichung der Zielvorgaben zu leisten. Danach wird gemeinsam mit dem Geberland entschieden, ob das Projekt durchgeführt werden soll, um anschließend mit der wirkungsorientierten Planung zu beginnen. Dabei sollten immer die Grundsätze der Paris Declaration on Aid Effectiveness berücksichtigt werden, um die Wirkung der Entwicklungszusammenarbeit zu optimieren (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 103). Dabei gibt es immer zent-

rale Punkte und Fragen, die ebenfalls beachtet werden müssen. Können die Ziele des Projektes mit den Standards des Empfängerlandes erreicht werden? Ist das Projekt unter betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten sinnvoll? Welche Auswirkungen hat das Projekt? Wie ist das Projekt institutionell eingebunden? Welches sind die Zielgruppen? Wie ist es um die Nachhaltigkeit des gewünschten Projektes bestellt? (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 108). Ausgangspunkt für die Planung eines Entwicklungszusammenarbeits-Vorhabens ist die Analyse eines Problems, dessen Ursachen und seiner negativen Folgen.

#### *Start des Projekts Usseri:*

Das Projekt des Vereins Usseri startete auch aufgrund dieser Tatsache. Frau Ursula Keutmann-Plessas war in Tansania und hat gesehen, dass viele Kinder aufgrund der armen Verhältnisse nicht in die Schule gehen können, da sie das Schulgeld nicht bezahlen können. Dabei fasste sie den Entschluss zu helfen. „Und wenn die Kinder jetzt Bildung erhalten und befähigt werden, für sich selbst zu sorgen – das wird vermutlich sehr früh sein – dann gibt’s da Hoffnung, das war so der menschliche Aspekt, der mich da angesprochen hat, das war jetzt nicht so ‚Afrika braucht mich‘ oder so. Es war einfach eine für mich ganz gut nachvollziehbare Situation, was ist da los. Und ich hab da sehr nachgefragt, sehr viel recherchiert und die klimatischen Bedingungen recherchiert, weil ich das alles wissen wollte. Und es wurden die Bilder dann immer klarer für mich, das ist einfach so gewachsen. Und mit sehr viel Skepsis und mit Hinterfragen ist das dann innerhalb von ein paar Wochen reif geworden“ (Interview 1 2011, S. 3f. Absatz 1).

### 3.7 Die Österreichische Entwicklungs- und Ostzusammenarbeit - OEZA

In großen Teilen der Welt herrscht Armut, Hungersnot und es passieren Umweltkatastrophen, die enorme Auswirkungen haben. Solche Krisen sind für das betroffene Land katastrophal, wirken sich aber auch auf die Chancen und Möglichkeiten aller Menschen aus. Das österreichische Außenministerium ist dafür zuständig, diese Ungleichheit zwischen armen und reichen Ländern zu verringern und für Frieden zu sorgen. Die Österreichische Entwicklungszusammenarbeit wurde in den 1960er Jahren aus Entwicklungshilfeaktivitäten und privaten Kontakten gegründet und konzentriert sich auf Länder in Zentralamerika, Asien und Afrika sowie in Südost- und Osteuropa. Es geht darum, diese Länder bei ihrer nachhaltigen, wirtschaftlichen, demokratischen und sozialen Entwicklung zu unter-

stützen. Es ist unter anderem von großer Bedeutung, für die Wasser- und Elektrizitätsversorgung Sorge zu tragen. Der Blick muss vor aber auch auf die Bildung gerichtet werden (vgl. Austrian Development Agency-Österreich 2004, o.S.).

Deswegen kümmert sich der Verein Usseri e.V. auch um Schulgeldpatenschaften, denn die Kinder sind die Zukunft. Durch genügend Bildung wird der Grundstein für ein besseres Leben gelegt. Durch Bildung bekommt die Jugend genügend Werkzeug, um ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen und vieles zu verbessern. Die wichtigsten Themen der OEZA sind Armutsbekämpfung, Umwelt, Konfliktprävention und Friedenssicherung.

### 3.8 Wichtige AkteurInnen für die österreichische Entwicklungszusammenarbeit

In diesem Kapitel werden AkteurInnen in der Entwicklungszusammenarbeit beschrieben, um deren Aufgabendarstellung und Zuordenbarkeit verständlich zu machen.

#### 3.8.1 Official Development Assistance (ODA)

Die Leistungen, die von Bund, Ländern und Gemeinden in Österreich für die Entwicklungszusammenarbeit erbracht werden, werden mit dem Begriff ODA umschrieben. Diese Leistungen werden jährlich statistisch erhoben und durch den Entwicklungshilfausschuss der OECD offiziell bekannt gegeben (vgl. Mair 2008, S. 127). „In Österreich kommt der größte Teil der ODA-Leistungen vom Bund, insbesondere von den Bundesministerien für Finanzen, für Auswärtige Angelegenheiten, für wirtschaftliche Angelegenheiten, für Inneres sowie für Bildung, Wissenschaft und Kunst. Den größten Anteil an Bundesleistungen erbringt das Finanzministerium durch seine Beiträge zu dem Internationalen Finanzministerium (IFI), zu multilateralen Organisationen wie den Vereinten Nationen, zur Europäischen Union und für Entschuldungsmaßnahmen“ (Mair 2008, S. 127). Für die Anrechnung von Entwicklungszusammenarbeit-Leistungen als ODA müssen vier Kriterien, welche vom DAC vorgegeben sind, erfüllt werden.

##### *Vier Kriterien:*

Die Entwicklungszusammenarbeit muss von öffentlichen Trägern geleistet werden und hat die Förderung der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung im Empfängerland als Hauptziel. Bei den ODA-Leistungen handelt es sich um Transfers von Geld, Dienstleistun-

gen und Waren in Entwicklungsländer, die ein Zuschusselement von mindestens 25 % enthalten. Die Leistungen müssen zugunsten von Entwicklungsländern vergeben werden (Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 29).

### 3.8.2 Bundesministerium für Auswärtige Angelegenheiten (BMAA)

Das Bundesministerium für Auswärtige Angelegenheiten (BMAA) ist für die Festlegung der längerfristigen grundsätzlichen Ausrichtung und für die Planung der inhaltlichen und geographischen Schwerpunkte der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit verantwortlich. Das Bundesministerium entwickelt Strategien und Programme und legt im Dreijahresprogramm die entwicklungspolitischen Positionen Österreichs fest. Das Dreijahresprogramm der OEZA ist seit vielen Jahren wichtig für die längerfristige Planung der österreichischen Entwicklungspolitik. Der Dreijahresplan enthält grundsätzliche Aussagen zur österreichischen Entwicklungspolitik und führt alle öffentlichen Entwicklungsleistungen an (vgl. Mair 2008, S. 125f.).

### 3.8.3 Austrian Development Agency (ADA)

Die Austrian Development Agency (ADA) ist in weiterer Folge für die Erarbeitung und Umsetzung der Programme verantwortlich. Hierbei ist es wichtig, auf die nachhaltige soziale, umweltgerechte und wirtschaftliche Entwicklung zu achten. Ebenso kümmert sich die ADA um die verstärkte Beteiligung von Unternehmen an Projekten, um die EntwicklungsexpertInnen selbst und um die Beratung des BMAA in allen entwicklungspolitischen Grundsatzfragen, insbesondere bei der Erstellung des Dreijahresprogramms. Die ADA ist eine gemeinnützige Gesellschaft, die nicht gewinnorientiert ist und nach den Grundsätzen der Sparsamkeit, Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit geführt werden muss. Durch die Zuwendung, die der Bund zur Durchführung der Maßnahmen gibt, wird die ADA finanziert. Außerdem erhält die ADA eine Basisabgeltung, ebenfalls vom Bund bereitgestellt, die sich auf ca. 11,7 Millionen Euro pro Jahr beläuft. Weitere Einnahmen werden durch öffentliche und private Zuwendungen gewonnen. Der ADA gehören insgesamt 150 MitarbeiterInnen an (vgl. Mair 2008, S. 125ff.).

Die OEZA kann nur im internationalen Kontext sinnvoll und zielgerichtet funktionieren. Alle Themen wie beispielsweise Globalisierung, Friedenssicherung, Konfliktverhütung, Finanzierung der Entwicklung und ebenfalls die Koordination aller Beteiligten müssen im internationalen Kontext gelöst werden. Innerhalb der EU trägt Österreich zur gemeinsamen Außenhilfe der Gemeinschaft bei (vgl. Mair 2008, S. 134f.). Im Jahre 2009 leistete Österreich im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit einen Beitrag von 234,84 Millionen Euro an die EU. Dies entspricht 28,64 % der Gesamt-ODA Österreichs in diesem Jahr (vgl. Europäische Entwicklungszusammenarbeit, o.S.).

### 3.9 Millenniumsziele in der Entwicklungszusammenarbeit

Eine traurige Bilanz zogen die Vereinten Nationen zur Jahrtausendwende. Damals lebten mehr als eine Milliarde Menschen noch immer in großer Armut und mehr als 800 Millionen Menschen hungerten und waren unterernährt. 115 Millionen Kinder lernten weder lesen noch schreiben und mehr als eine Milliarde Menschen hatte kein Trinkwasser. Im Jahr 2000 wurden von allen Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen und somit auch von Österreich acht Entwicklungsziele aufgestellt. Diese Ziele sollen, um die weltweite Armut und deren Folgen zu verringern, bis zum Jahre 2015 gemeinsam erreicht werden. Österreich leistet durch gute Projektarbeit und durch die Erhöhung des Budgets einen wichtigen Beitrag zur Erreichung dieser Ziele. Die Ausgaben für die Entwicklungszusammenarbeit wurden bis 2010 auf mindestens 0,51 Prozent des Bruttonationaleinkommens angehoben. Diese Mittel werden in den Partnerländern (Asien, Afrika, Zentralamerika und Südosteuropa) eingesetzt, um die missliche Lage dieser Länder zu verbessern (vgl. Austrian Development Agency-Millenniumsziele 2004, o.S.). Erstmals hat die Weltgemeinschaft einen so breiten und inhaltlich konkreten Plan für gemeinsame Entwicklungsziele und Partnerschaft gefunden. Jährlich wird von den Vereinten Nationen ein Bericht über die Fortschritte bei der Erreichung der Ziele herausgegeben. Ebenso publizieren die Weltbank und der internationale Währungsfonds jährlich gemeinsam einen „Global Monitoring Report“, in dem der aktuelle Stand der Entwicklungsziele aber auch wie wahrscheinlich oder unwahrscheinlich es ist, die einzelnen Ziele bis 2015 zu erreichen, dargestellt wird. Die Fortschritte in den einzelnen Entwicklungsländern sind bis jetzt sehr unterschiedlich (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 33f.).

Im Folgenden werden die acht Ziele, die bis 2015 erreicht werden sollten, vorgestellt.

### 1. Beseitigung der extremen Armut und des Hungers

Im ersten Ziel geht es darum, die Zahl der Menschen, die Hunger leiden und die unter großer Armut leben, um die Hälfte zu senken. Trotz des Wirtschaftsabschwungs in den Jahren 2008 und 2009 steht dem Armutsminderungsziel nichts im Wege. Die Armutsquote wird bis 2015 unter 15 % sinken. Dieser Trend ist vor allem auf das schnelle Wachstum in Ostasien (vor allem China) zurückzuführen. Jedoch muss auch gesagt werden, dass sich die Ernährungslage für die ärmsten Kinder am langsamsten entwickelt hat (vgl. Zukang 2011, S. 4).

### 2. Sicherung der Grundschulausbildung für alle Kinder

Hier ist es wichtig, dass alle Mädchen und Jungen eine vollständige Grundschulausbildung erhalten. Die meisten der ärmsten Kinder (vor allem Mädchen) besuchen noch immer keine Schule. Die Netto-Bildungsbeteiligungsquote für Kinder in Grundschulen stieg nur um 7 % an. Die Aussichten, das Entwicklungsziel zu erreichen, sind somit sehr gering. Im Jahr 2009 waren in den ärmsten Ländern mehr als 20 % von einer Schulbildung ausgeschlossen und haben nie ein Klassenzimmer betreten. Da wir für unsere Masterarbeit in Tansania waren, gilt es hervorzuheben, dass die Vereinigte Republik Tansania das Ziel der allgemeinen Grundschulbildung beinahe schon erreicht hat (vgl. Millenniums-Entwicklungsziele-Bericht 2011, S. 16f.).

### 3. Förderung der Gleichstellung der Geschlechter und Ermächtigung der Frauen

Die Herausforderung hierbei ist es, eine ungerechte Behandlung der Geschlechter zu beseitigen. Leider sind die Möglichkeiten für Frauen, eine produktive Vollbeschäftigung zu erreichen, noch immer gering. In der Hälfte der Regionen sind Frauen stark benachteiligt (vgl. Zukang 2011, S. 5). Die Benachteiligung der Frauen ist uns auch während unserer Reise aufgefallen. Frauen sind dafür da, um zu arbeiten und auf die Kinder zu schauen, während sich der Mann ausruht und versucht, mit seinen Augen alles unter Kontrolle zu haben. „Während der Autofahrt ist uns auch aufgefallen, dass es hier so üblich ist, dass hauptsächlich die Frauen arbeiten und die Männer oft zu Alkohol greifen. Laut Father Gebra tut sich hier aber schon einiges und die Frauen bekommen einen immer höheren Stellenwert“ (Forschungstagebuch 2011, S. 12).

#### 4. Senkung der Kindersterblichkeit

Von großer Bedeutung ist es, die Sterblichkeit von Kindern unter fünf Jahren um zwei Drittel zu senken. Die Sterblichkeitsrate von Kindern unter fünf Jahren ist weltweit um ein Drittel zurückgegangen. Vom Jahr 1990 bis zum Jahr 2009 konnte die Kindersterblichkeit weltweit pro Tag um fast 12.000 Kinder gesenkt werden. Beispielsweise konnte durch bessere Impfmöglichkeiten (Masern) die Kindersterblichkeit verringert werden. Wenn rasche Maßnahmen zur Beseitigung der führenden Todesursachen eingesetzt werden, ist das Millenniumsziel erreichbar. Zu den häufigsten Todesursachen zählen Malaria, Durchfallerkrankungen, Lungenentzündungen und der Tod nach der Geburt durch zu geringe Versorgung. Hier zeigt sich ebenfalls, dass Kinder auf dem Land viel gefährdeter als Kinder in der Stadt sind (vgl. Millenniums-Entwicklungsziele-Bericht 2011, S. 24f.).

#### 5. Verbesserung der Gesundheit von Müttern

Die Müttersterblichkeit soll um drei Viertel gesenkt werden. Häufig passiert der Tod der Mutter während oder nach der Geburt des Kindes. Zwischen dem Jahr 1990 und 2008 sank die Müttersterblichkeit um 34 %. Entscheidend für die Senkung der Sterblichkeitsrate kann die Anwesenheit einer Fachkraft bei der Geburt sein. Die Anwesenheit von Fachpersonal hat sich von 55 % auf 65 % erhöht. Die Erreichung des Millenniumsziels ist aber noch weit entfernt (vgl. Millenniums-Entwicklungsziele-Bericht 2011, S. 28f.).

#### 6. Bekämpfung von HIV/AIDS, Malaria, Tuberkulose und anderen Krankheiten

Die Ausbreitung von diversen Krankheiten soll zum Stillstand und Rückzug gezwungen werden. Bis jetzt wurde die Malariasterblichkeit schon um 20 % verringert. Dies konnte beispielsweise durch die Verteilung imprägnierter Moskitonetze erreicht werden. Auch die Zahl der HIV-Infektionen ging schon deutlich zurück. Zwischen 2001 und 2009 sanken die Neuinfektionen um 25 %. Außerdem ist dank der Ausweitung von wichtigen Programmen die Zahl der Leute gestiegen, die eine Therapie erhalten. Hinter diesem Fortschritt verbergen sich aber sehr große regionale Unterschiede. In vielen Entwicklungsländern ist die Verwendung von Kondomen zur HIV-Prävention noch sehr selten (vgl. Millenniums-Entwicklungsziele-Bericht 2011, S. 36ff.).

#### 7. Sicherung der ökologischen Nachhaltigkeit

Die Grundsätze der nachhaltigen Entwicklung sollen in der nationalen Politik übernommen und die biologische Vielfalt erhalten werden. Bis zum Jahr 2020 sollen wesentliche Verbesserungen in den Lebensbedingungen von zumindest 100 Millionen

SlumbewohnerInnen erzielt werden. Die Generalversammlung der Vereinten Nationen erklärte, um dem Ziel näher zu kommen, das Jahr 2011 zum Jahr der Wälder, um den Waldverlust zu reduzieren und um das Bewusstsein gegenüber den Wäldern zu erhöhen. Außerdem wurde schon erreicht, dass Milliarden Menschen einen besseren Zugang zu einer Trinkwasserquelle haben. Das Ziel lautet, den Anteil der Menschen, die keinen nachhaltigen Zugang zu Trinkwasser haben, um die Hälfte zu senken. Es muss aber angemerkt werden, dass das Ziel zwar erreicht werden könnte, aber die Versorgung ungleich verteilt ist, denn auf dem Land ist der Trinkwasserzugang viel schlechter als in der Stadt. Somit wird 2015 möglicherweise noch immer jede/r Zehnte keinen Zugang zu Trinkwasser haben (vgl. Millenniums-Entwicklungsziele-Bericht 2011, S. 49ff.).

#### 8. Aufbau einer weltweiten Entwicklungspartnerschaft

Es muss auf die Bedürfnisse der am wenigsten entwickelten Länder eingegangen werden. Das Handels- und Finanzsystem muss ebenso weiterentwickelt werden. Notwendig ist es auch, die Verschuldung der Entwicklungsländer zu regeln. Noch dazu sollen lebenswichtige Medikamente in den Entwicklungsländern zu erschwinglichen Preisen verfügbar gemacht werden und es soll für menschenwürdige Arbeitsplätze von jungen Menschen gesorgt werden. Ein weiterer wichtiger Punkt sind die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien. Diese sollen auch in Entwicklungsländern verwendet werden können (vgl. Millenniums-Entwicklungsziele-Bericht 2011, S. 58ff.). Hier ist es uns wichtig, vor allem das Kommunikationsnetzwerk hervorzuheben. Während unserer Forschungsreise ist uns aufgefallen, dass schon sehr viele AfrikanerInnen ein Handy haben. In der Stadt Moshi gab es an fast jeder Ecke günstig Handys zu kaufen. Ebenfalls gab es in der Stadt mehrere Internetcafés und viele SchülerInnen fragten uns gleich nach unserem Facebooknamen und nach unserer E-Mail-Adresse.

Die Millenniumsziele sollen ein stärkeres Bewusstsein fördern und eine umfassende Vision schaffen. Gewisse Vorhaben werden immer leichter vollbracht, wenn man gewisse Ziele vor Augen hat, somit wird gezeigt, welche Schritte noch getan werden müssen, um Verbesserungen der misslichen Lage anzustreben. Durch die schrittweise Annäherung an die Ziele wurden schon Millionen Menschen aus der Armut befreit und vielen Kindern die Möglichkeit gegeben, eine Schule zu besuchen. Außerdem wurde die Müttersterblichkeit schon gesenkt und viele Menschen vor schlimmen Krankheiten wie beispielsweise Mala-

ria bewahrt. Trotzdem muss noch sehr viel getan werden, um die nachhaltige Entwicklung zu fördern. Vor allem an den Ärmsten gehen die Hilfemaßnahmen vorüber. Es müssen daher vermehrte Anstrengungen unternommen werden, um auch denjenigen zu helfen, die am stärksten benachteiligt sind. Um die Ziele bis 2015 zu erreichen, braucht es ein gutes Wirtschaftswachstum, das jede/jeden erreicht und alle befähigt, aus wirtschaftlichen Möglichkeiten Chancen zu ziehen (vgl. Ki-Moon 2011, S. 3).

### 3.10 Motive der internationalen Entwicklungszusammenarbeit

Laut Sangmeister und Schönstedt (2010) lassen sich vier Hauptmotive unterscheiden, auf die wir in diesem Kapitel kurz eingehen werden.

- *Politische Motive:* Entwicklungszusammenarbeit soll dazu beitragen, Friedenssicherung und Demokratieförderung zu gewährleisten.
- *Ökonomische Motive:* Durch die Entwicklungszusammenarbeit sollen die Entwicklungsländer gefestigt und stabilisiert werden, um dadurch auch die Wirtschaft in den Geberländern zu stärken.
- *Ethische Motive:* Wichtige Schlüsselwörter hierfür sind Partizipation, Selbstbestimmung und Selbstverantwortlichkeit. Entwicklungszusammenarbeit soll als ein Instrument verstanden werden, das zur Beseitigung von sozialer Ungerechtigkeit beiträgt. Durch Entwicklungszusammenarbeit soll Gerechtigkeit und Frieden in der Welt hergestellt werden.
- *Ökologische Motive:* Hier geht es darum, dass die Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen eine gemeinsame Aufgabe der Weltgesellschaft ist. Es ist kein Land alleine fähig, die Umweltprobleme zu lösen, demnach bedarf es einer starken Zusammenarbeit (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 38ff.).

In der Entwicklungszusammenarbeit spielen die Qualitätsdimensionen eine sehr wichtige Rolle. Auf den folgenden Seiten werden Qualitätsdimensionen beschrieben, welche für unsere Arbeit und somit für den Verein Usseri von großer Bedeutung sind.

### 3.11 Qualitätsdimensionen in der Entwicklungszusammenarbeit

Die folgende Reihe von Werten und Qualitätsdimensionen dient als eine Anregung für eine Reflexion und Dokumentation der Entwicklungszusammenarbeit.

#### 3.11.1 Respekt

In der Entwicklungszusammenarbeit treffen sehr viele verschiedene Wertsysteme aufeinander. Durch die asymmetrische Struktur zwischen GeberInnen und EmpfängerInnen können leicht Gefühle des Geringgeschätztseins oder der Wertlosigkeit hervorgerufen werden. Aufgrund dessen gilt es, wenn man in der Entwicklungszusammenarbeit tätig ist, diese anderen Sichtweisen und Lebensentwürfe zu respektieren. Die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Entwicklungszielen erfordert viel Verständnis, Empathie, Fairness und Verhandlungsbereitschaft. Respekt bedeutet dabei nicht, dass man alle fremden Werte kritiklos akzeptiert, sondern es bedeutet vielmehr, dass man sich damit konstruktiv auseinandersetzen muss. Die Begegnung mit anderen Kulturen stellt häufig eine große Bereicherung dar. Durch die Kooperation ergeben sich unterschiedliche Herangehensweisen und somit werden neuartige Lösungen ermöglicht und darauf entstehen oft unerwartete Ergebnisse. Dieses positive Grundverständnis von Verschiedenheit ist die Grundlage eines respektvollen Umgangs im interkulturellen Kontext. Beim Aufeinandertreffen unterschiedlicher Weltbilder und Wertsysteme sind allerdings auch Störungen und Missverständnisse in der Kooperation unvermeidlich (vgl. Bliss/Schönhuth/Zucker 2002, S. 180).

Aufgrund unserer Erfahrungen in Tansania können wir hier ein gutes Beispiel nennen. Die unterschiedliche Zeitvorstellung erschwert des Öfteren die Arbeit an einem Projekt. In Österreich steht der Zeitstress an der Tagesordnung und es muss alles sofort erledigt werden. In Tansania hat man eine andere Auffassung von Zeit, es geht alles viel, viel langsamer. Pünktlichkeit ist ebenfalls nicht so wichtig, wie man das bei uns gewöhnt ist. „In unseren Köpfen geisterte wieder die Frage herum ‚Werden wir wirklich abgeholt?‘ Wir haben beschlossen, eine viertel Stunde Zeitspanne können wir uns erlauben. Um halb vier standen wir vor dem Hotel und warteten: fünf Minuten, zehn Minuten, 15 Minuten ... ‚Claudia, hast du irgendeine Telefonnummer?‘. ‚Eh, nein‘. Was machen wir? Doch plötzlich fuhr ein Auto um die Kurve, na Gott sei Dank. Unsere Koffer in den Kofferraum und

los geht's. Der Taxifahrer fragte uns noch, wie spät es auf unserer Uhr sei, auf seiner ist es erst halb vier. Nein, schon vier. Ach, seine Uhr ist stehen geblieben. Macht ja nichts, ist eh nur unser Flieger zurück nach Österreich. Am Flughafen angekommen, atmeten wir tief durch. Als wir im Flughafengebäude waren, fing Marina zu lachen an und erzählte, dass sie gesehen hätte, wie der Taxifahrer, während er unsere Koffer in den Kofferraum geladen hatte, seine Uhr zurückgestellt hatte. Die afrikanische Mentalität, gut Ding braucht Weile“ (Forschungstagebuch 2011, S. 19). Für Projekte ist es von großer Bedeutung, diese Verschiedenheit anzuerkennen und diese Verschiedenheit für eine nachhaltige Entwicklungszusammenarbeit als gemeinsame Ressource zu nutzen. Allerdings würden wir hier gerne hinzufügen, dass dieser Aspekt wichtig ist, jedoch müssen trotzdem Regeln aufgestellt werden und eine nötige Konsequenz eingehalten werden. Wir haben erfahren, dass es sehr, sehr wichtig ist, alles im Überblick zu haben und in einem Projekt auch Grenzen aufzuzeigen, sonst würde alles in einem Chaos enden.

Schwach ausgestattete Arbeitsplätze und schlechte Infrastruktur sind objektive Hindernisse für eine nachhaltige Entwicklungszusammenarbeit. Das verlangt das Verständnis für die situativen und kulturellen Rahmenbedingungen und Respekt vor den KooperationspartnerInnen, auch wenn die Verständigung über Regeln der Zusammenarbeit mit Mühe verbunden ist. Besondere Sensibilität ist im persönlichen Auftreten der EntwicklungshelferInnen notwendig. So gilt es gegenüber eigenem Verhalten oder der Missachtung kultureller Regeln, beispielsweise beim Aushandeln von Entscheidungen, sensibel zu sein und kritikfähig sowie korrigierbar zu bleiben. Der Respekt vor den Menschen anderer Kulturen verlangt allerdings auch, dass eigene Vorstellungen und Wünsche offen ausgesprochen werden (vgl. Bliss/Schönhuth/Zucker 2002, S. 180ff.). Zur Qualitätsdimension Respekt konnte uns auch die Obfrau des Vereins Usseri Ursula Keutmann-Plessas einiges sagen. Sie meinte, dass die Haltung beziehungsweise die Ethik ein großes Wort ist. Die respektvolle Haltung Menschen gegenüber, die oder denen etwas fehlt, ist von großer Bedeutung. Es ist von großer Notwendigkeit, die Haltung einzunehmen, sich selbst nicht überlegen zu fühlen. Es ist für sie eine Bereicherung, andere Lebensbereiche kennen zu lernen (vgl. Interview 1 2011, S. 7 Absatz 2).

### 3.11.2 Partizipation

Seit Mitte der 1980er Jahre ist Partizipation ein wichtiger Begriff in der Entwicklungszusammenarbeit. Bei der Qualitätsdimension Partizipation geht es darum, dass die HilfeempfängerInnen in den Prozess der Hilfe mit einbezogen werden. Menschen werden dazu befähigt, selbst Entscheidungen zu treffen, die ihr Leben betreffen. Die Ziele werden von den Betroffenen selbst formuliert und sie sind an ihrer Realisierung beteiligt. Aus diesem Grund wird auch kaum mehr von Entwicklungshilfe gesprochen, sondern es fällt eher das Wort Entwicklungszusammenarbeit. Entwicklungszusammenarbeit sagt schon aus, dass es von großer Bedeutung ist, gemeinsam mit den Beteiligten an der Erreichung der zusammen aufgestellten Ziele zu arbeiten. Durch diese Zusammenarbeit soll die eigene Motivation und das Interesse der Benachteiligten gesteigert werden, um in weiterer Folge die Nachhaltigkeit eines Projektes sicherzustellen (vgl. Österreichische Gesellschaft für Umwelt und Technik 2001, o.S.). Somit ist Partizipation ein wichtiges Ziel entwicklungspolitischer Tätigkeit. Partizipation bedeutet, dass man Benachteiligten mehr Rechte einräumt und Machtverhältnisse infrage gestellt werden. In der Entwicklungszusammenarbeit wird in sehr komplexen sozialen Beziehungsgeflechten agiert. Die Verwirklichung des Partizipationsprinzips stellt deshalb hohe Anforderungen an alle Beteiligten.

Partizipation umfasst alle Phasen eines Vorhabens von der Planungsphase (Ziel und Ergebnis) über die Durchführung bis hin zur Steuerung und der Kontrolle des Erfolges. Die Zielgruppen entscheiden über die Art des Vorhabens mit. Sie beteiligen sich mit großer Verantwortung an der Durchführung und tragen entsprechend an den Risiken mit. Von großer Bedeutung ist es, wie oben schon erwähnt, dass die Zielgruppe in das Projekt mit einbezogen wird. Es ist eine herausfordernde Aufgabe für die EntwicklungshelferInnen. Partizipation darf aber nicht heißen, dass sich EntwicklungshelferInnen zu sehr vom Prozess distanzieren. Es ist trotzdem noch ihre Aufgabe, ihre Erfahrungen mit einzubringen und auf eventuelle Gefahren hinzuweisen (vgl. Bliss/Schönhuth/Zucker 2002, S. 183ff.).

Paulo Freire, ein brasilianischer Pionier in der Entwicklungsforschung, unterscheidet sogar zwischen aktiver und passiver Partizipation. Unter passiver Partizipation versteht er nur die Teilnahme an einem Projekt, da das Entwicklungsprojekt selbst schon besteht. Unter aktiver Partizipation versteht er, wenn die Betroffenen selbst tätig werden. Die Zusammenarbeit zwischen Betroffenen und ProjektpartnerInnen startet schon vor dem Projekt

und die Ziele werden gemeinsam festgelegt und in weiterer Folge zusammen umgesetzt (vgl. Österreichische Gesellschaft für Umwelt und Technik 2001, o.S.). Die Erfahrungen im Bezug auf die Entwicklungszusammenarbeit haben gezeigt, dass eine geringe Beteiligung der Betroffenen einen wesentlichen Grund für das Misslingen von Projekten darstellt. Daraus lässt sich schließen, dass eine Entwicklungszusammenarbeit ohne Partizipation nicht sinnvoll und möglich ist (vgl. Österreichische Gesellschaft für Umwelt und Technik 2001, o.S.). Für Brigitte Brandmüller ist die Partizipation ebenso ein wichtiges Merkmal der Qualität: „Ganz wichtig für mich ist das Qualitätsmerkmal der Partizipation. Die Leute hier müssen mit eingebunden werden, sie müssen informiert werden und es muss ihnen Werkzeug in die Hand gegeben werden, um gewisse Dinge in Zukunft selbst zu schaffen“ (Interview 5 2011, S. 5 Absatz 3).

### 3.11.3 Transparenz

Eine weitere Qualitätsdimension in der Entwicklungszusammenarbeit, die für unsere Arbeit von Bedeutung ist, ist die Transparenz. Vor Beginn eines Projektes sollten alle Beteiligten aufgeklärt werden, welche Vorhaben geplant sind und welche Ziele mit diesem Projekt erreicht werden wollen. Gefahren oder eventuelle Risiken des Projektes sind auch offenzulegen. Während des Projektes sind immer wieder Zwischenberichte abzugeben, um alle auf dem neuesten Stand zu halten. Nach Abschluss eines Projektes sind die Ergebnisse mitzuteilen, um allen Beteiligten die Chance einer Beurteilung zu geben (vgl. Bliss/Schönhuth/Zucker 2002, S. 187f.). Es ist wichtig, einen Überblick über die Hilfestruktur zu bekommen, sei es die Hilfestruktur in der eigenen oder die Hilfestruktur in anderen Institutionen. Im Interaktionsprozess müssen die Rollen ebenfalls klar verteilt sein und die Ziele offen ausgelegt werden (vgl. Heiner 1996, S. 223ff.). Durch die Regelung der Zuständigkeiten und durch Kennen des Ablaufes wird Transparenz ermöglicht. Es geht um einen ehrlichen und offenen Umgang miteinander. Anfangs gilt es auch zu klären, wer wem welchen Auftrag und mit welcher Berechtigung gegeben hat (vgl. Hiebinger 2005, S. 69f.). Von der Entwicklungshelferin Brigitte Brandmüller wird die Transparenz sehr wichtig genommen. „Die Transparenz ist auch von großer Bedeutung. Es sollte alles offen gelegt werden und auch mit Father Maningi rede ich Klartext. Er bekommt alle Rechnungen und

ich schreibe alles genau mit. Alle können Einsicht haben“ (Interview 5 2011, S. 5f. Absatz 3).

#### 3.11.4 Ganzheitlichkeit

Gerade in der Entwicklungszusammenarbeit treffen viele verschiedene Menschen und Kulturen aufeinander, deswegen ist es von großer Bedeutung, einen weiten Blickwinkel zu haben. Es ist notwendig, nicht nur unsere Kultur zu sehen und diese als richtig zu empfinden und beispielsweise den AfrikanerInnen aufzwingen. Es geht darum, zuerst andere Kulturen kennen zu lernen, diese zu verstehen und aufgrund dessen zu wissen, wie ich am besten helfen kann, ohne die Werte und Vorstellungen einer anderen Kultur zu missachten. Es geht darum, all diejenigen Kultur- und Lebensbereiche mit einzuschließen, die für das geplante Projekt von großer Notwendigkeit sind. Eine bestimmte Verhaltensweise kann nur verstanden werden, wenn Informationen und Verständnis über die andere Kultur vorliegen (vgl. Bliss/Schönhuth/Zucker 2002, S. 179f.).

#### 3.11.5 Konsequenz und Genauigkeit

Menschen mit verschiedenen Einstellungen, Lebenserfahrungen und Biographien arbeiten im Zuge der Entwicklungszusammenarbeit miteinander. Während unserer Reise ist uns aufgefallen, dass die Qualitätsdimensionen Konsequenz und Genauigkeit, aufgrund der vorher genannten Vielfalt, eine große Rolle spielen. „Konsequenz und Genauigkeit sind wichtige Dimensionen der Qualität. Die Leute hier wissen nicht, was es für ein Aufwand es ist, in Österreich Spenden aufzutreiben. Sie müssen einfach nur die Hand aufhalten und bekommen es. So funktioniert das bei mir nicht, alle müssen etwas dafür tun. Jede/r muss sich rechtfertigen, für was er Geld ausgegeben hat, beispielsweise wenn James für mich Ziegel kaufen geht. Da bin ich ganz konsequent und es gibt bestimmte Regeln, an die sich alle halten müssen. Die Genauigkeit muss vorhanden sein, sonst endet alles in einem Chaos. Es muss alles notiert werden“ (Interview 5 2011, S. 6 Absatz 3).

### 3.11.6 Achtung und Freundlichkeit

Diese Qualitätsdimension bezieht sich auf die kommunikative Kompetenz der EntwicklungshelferInnen. Begegnungen sollten immer mit möglichst viel Achtung und Freundlichkeit stattfinden, damit sich alle Beteiligten ernst genommen fühlen. Für Heiner gehört zu dieser Dimension ebenso, dass die Privatsphäre und Intimität gewahrt bleibt. Die Atmosphäre, die bei den ersten Treffen mit EntwicklungshelferInnen entsteht, kann wegweisend für die weitere Zusammenarbeit sein (vgl. Heiner 1996, S. 226).

### 3.11.7 Nachhaltigkeit

„Eine Qualitätsdimension der Entwicklungszusammenarbeit ist auch auf alle Fälle die Nachhaltigkeit. Ich helfe, weil ich will, dass es etwas für die Zukunft bringt. Ich muss aber ehrlich sein und sagen, dass ich des Öfteren an meine Grenzen gehe. Beispielsweise wenn ich wieder einmal fünf Monate in Österreich bin, zurück nach Tansania komme und beim Bau des Kindergartens nichts weitergegangen ist oder der Sandspielplatz im Waisenhaus verkommen ist, weil sich niemand darum gekümmert hat. Da heißt es dann wieder Konsequenzen setzen“ (Interview 5 2011, S. 6 Absatz 3). Zu den größten Herausforderungen der Entwicklungszusammenarbeit im 21. Jahrhundert gehört zweifellos die Aufgabe, einen Beitrag für eine nachhaltige und zukunftsfähige Entwicklung überall auf der Welt zu leisten. Es geht um eine positive Veränderung, die auch nach Ende der Projekte weiter anhält. Alle Staaten, die sich auf die Millenniumsziele verpflichtet haben, müssen die Grundsätze für eine nachhaltige Entwicklung einbauen, denn Nachhaltigkeit gilt als ein Erfolgskriterium in der Entwicklungszusammenarbeit (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 167). Um nachhaltig erfolgreich zu sein, muss die Zielgruppe für langfristige Ziele motiviert werden. Somit muss auf die Interessen, Bedürfnisse und Entwicklungsvorstellungen der Zielgruppe großer Wert gelegt werden. Daher ist die Akzeptanz des Vorhabens bei der Zielgruppe sehr wichtig. (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 172). Schlussendlich ist es so, dass Entwicklungszusammenarbeit zum Scheitern verurteilt ist, solange Nachhaltigkeit und Zukunftsfähigkeit nicht in die Entwicklungsprojekte integriert sind (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 144). Bei dieser Qualitätsdimension ist es uns ein großes Anliegen, auf die Entwicklungszusammenarbeit in der Form von Schulgeldpatenschaften

hinzuweisen. Beim Verein Usseri spielt die Nachhaltigkeit eine sehr große Rolle, denn Schulgeldpatenschaften wirken nicht nur kurzfristig sondern dadurch werden die Lebensbedingungen der Kinder langfristig verbessert.

### 3.11.8 Evaluation

Nach jedem durchgeführten Projekt in der Entwicklungszusammenarbeit ist es von großer Bedeutung, eine Evaluierung durchzuführen. Die Konzeption, die Durchführung beziehungsweise der Entwicklungsverlauf und die Ergebnisse werden überprüft und bewertet. Die Evaluierung findet meist nach Beendigung des Projekts statt. Je nach Notwendigkeit kann sie aber auch schon vor dem Start bzw. zu einem wichtigen Teilabschnitt erfolgen. Monitoring hingegen überwacht das ganze Projekt im Hinblick auf den Programmfortschritt, die sinnvolle Verwendung der bereitgestellten Ressourcen und die Erreichung der Ziele. Monitoring liefert die notwendigen Informationen, um eine aussagekräftige Evaluierung durchführen zu können. Die Entwicklungszusammenarbeit ist davon gekennzeichnet, dass versucht wird, quantitativ und qualitativ etwas zu verändern. Vor dem Start eines Projektes ist es schwer, die Wirkungen, die es auslösen wird, abzuschätzen. Deswegen wird es in der Entwicklungszusammenarbeit auch immer Misserfolge und Fehlschläge geben. Die Evaluierung ist dafür verantwortlich, dass man aus Fehlschlägen lernt und in weiterer Folge diese Fehler zu einer Verbesserung der zukünftigen Projekte nützt. Evaluierung hängt stark mit der Qualitätsdimension der Transparenz zusammen, denn durch die Evaluierung wird ausgewertet und offengelegt, was mit den bereitgestellten Mitteln auf welche Art und Weise erreicht wurde (vgl. Österreichische Entwicklungszusammenarbeit o.J., S. 1ff.).

In Österreich ist es ebenfalls das oberste Ziel, Entwicklungszusammenarbeit nachhaltig und effektiv zu gestalten. Die Verantwortung hierbei liegt beim Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten (Koordination und Entwicklung der Evaluationsstrategie) wie bei der Austrian Development Agency (Durchführung Evaluation). Um die Nachhaltigkeit zu gewährleisten, werden regelmäßige Evaluierungen der Projekte durchgeführt. Diese Evaluierungen tragen zur bestmöglichen Qualität der österreichischen Entwicklungsaktivitäten bei (vgl. Austrian Development Agency-Evaluierung 2004, o.S.). Großer Wert wird dabei gelegt auf:

- „Übereinstimmung mit den Grundanliegen der Österreichischen Entwicklungspolitik
- Übereinstimmung mit den lokalen und nationalen Bedürfnissen der Menschen vor Ort
- Partizipation und die Wahrnehmung von Verantwortung durch den Projektpartner
- Wirksamkeit der einzelnen Projekte und Programme im Hinblick auf die gesetzten Ziele und eingesetzten Ressourcen
- Nachhaltigkeit und Dauerhaftigkeit der Aktivität“ (Austrian Development Agency-Evaluierung 2004, o.S.).

Bei der Qualitätsdimension Evaluierung ist es wichtig, noch auf die Evaluierungskriterien nach dem DAC einzugehen. Diese Kriterien bilden die Leitlinie für den Großteil aller Entwicklungszusammenarbeits-Evaluierungen.

Die fünf Kriterien lauten:

- *Relevanz*: Hier geht es um die Beantwortung der Fragen, ob Konzeption und Ansatz der Entwicklungsmaßnahme passend gewählt sind und ob mit der Maßnahme einem Entwicklungsengpass des Empfängerlandes entgegengewirkt werden kann. Außerdem muss bei der Relevanz beachtet werden, dass die Maßnahme in die Entwicklungsstrategie des Empfängerlandes passt und somit längerfristige Wirkungen erzielen kann.
- *Effektivität*: Bei der Effektivität steht die Zielerreichung im Vordergrund.
- *Effizienz*: Die Beurteilung der Effizienz umfasst zwei Aspekte. Einerseits ist hiermit die Produktions- bzw. Kosteneffizienz gemeint, also das Verhältnis von Inputs und Outputs. Fragen nach den Ressourcen und Kosten haben hier höchste Priorität. Andererseits wird darauf Wert gelegt, dass mit den eingesetzten Ressourcen die größten Wirkungen im Land erzielt worden sind.
- *Übergeordnete langfristige Wirkungen*: Es sollen immer übergeordnete und längerfristige Wirkungen angestrebt werden. Ein Beispiel im Zuge des Projektes könnte dies sein, dass die Kinder, die eine Schulgeldpatenschaft erhalten, nach der Schule einen gesicherten Arbeitsplatz bekommen. Es liegt aber auf der Hand, dass es häufig sehr schwierig ist zu beurteilen, ob und wie viel ein Projekt nachhaltig

bewirkt hat, denn viele andere Faktoren, die nicht beeinflussbar sind, spielen ebenfalls eine große Rolle. Beispielsweise die Motivation des Schulkindes selbst oder der Einfluss der Eltern.

- *Nachhaltigkeit*: Die Nachhaltigkeit hat sich wie schon erwähnt zu einem Schlüsselbegriff in der Entwicklungszusammenarbeit entwickelt. Es geht in der Entwicklungszusammenarbeit darum, Strukturen längerfristig zu verändern, so dass die Entwicklungsmaßnahme nachhaltige Wirkungen anstrebt.

Diese Evaluierungskriterien liefern eine deutliche Struktur für die Evaluierung, jedoch ist es noch immer schwer, eindeutige Antworten zu finden, ob mit einer Entwicklungsmaßnahme wirklich das Wichtigste getan wurde (vgl. Terberger 2011, S. 225ff.).

Uns ist es ein großes Anliegen, die Entwicklungszusammenarbeit auch kritisch zu betrachten, da uns auch während unseres Aufenthaltes einige Schwierigkeiten der Entwicklungszusammenarbeit aufgefallen sind.

### 3.12 Kritik der Entwicklungszusammenarbeit

Ein Kritikpunkt, den Sangmeister und Schönstedt (2010) einbringen, lautet, dass Entwicklungszusammenarbeit nicht mehr leisten kann, als negative Auswirkungen einer ungerechten Weltwirtschaftsordnung zu reparieren. Die Spenden der Entwicklungszusammenarbeit wären überflüssig, wenn die Industrieländer bereit wären, gerechte Preise für die Produkte aus den Entwicklungsländern zu zahlen. Außerdem muss angemerkt werden, dass dort, wo Rahmenbedingungen für Entwicklung gegeben sind, diese auch ohne Entwicklungszusammenarbeit stattfindet. Nach angemessener Zeit macht sich Entwicklungszusammenarbeit bei entwicklungsfördernden Rahmenbedingungen selbst überflüssig. Für Länder, die schon seit längerem über das ökonomische Potenzial verfügen, die absolute Armut zu bekämpfen, sind Eigenanstrengungen zur Überwindung der strukturellen Entwicklungshemmnisse von Armut viel wichtiger als finanzielle Zuschüsse. Leider ist es auch so, dass dort, wo die Rahmenbedingungen fehlen und Entwicklungszusammenarbeit auch nicht in der Lage ist, diese zu verbessern, Entwicklungszusammenarbeit überflüssig ist. Gerade die Entwicklungszusammenarbeit in den ärmsten Ländern läuft zudem Gefahr, als irrelevant wahrgenommen zu werden. KritikerInnen weisen auch immer darauf hin, dass

sich trotz Milliardenaufwandes finanzierter Entwicklungsprojekte die Lebensbedingungen von Millionen von Menschen nicht verbessert haben. Denn Fakt ist, dass die Ergebnisse der Entwicklungszusammenarbeit hinter den Erwartungen zurückgeblieben sind. Stattdessen haben die herrschenden Eliten mancher Länder durch die vielen Geldflüsse an Macht gewonnen. Entwicklungszusammenarbeit trägt dazu bei, dass sich herrschende PolitikerInnen in den Empfängerländern aus der Verantwortung stehlen. Viele KritikerInnen sagen sogar, dass mehr Geld der Entwicklung schade, da es die Eigenverantwortung der Länder untergrabe. Jede Gesellschaft kann sich nur selbst entwickeln und jede Gesellschaft müsse die Verantwortung für Entwicklung zunächst bei sich selbst suchen. Deswegen ist es von großer Bedeutung, an diesem Punkt wieder an die Hilfe zur Selbsthilfe zu verweisen (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 19f.). Sangmeister und Schönstedt machen sehr gut klar, wie wichtig es ist, dass im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit mehr auf Hilfe zur Selbsthilfe Wert gelegt wird, anstatt überdimensionale Mengen an finanziellen Mitteln an die Länder zu schicken, ohne darüber nachzudenken oder den Geld des Weges zu verfolgen. Des Weiteren wird noch auf einen weiteren grundlegenden Aspekt aufmerksam gemacht: Entwicklungshilfe wäre in Form von finanzieller Unterstützung nicht notwendig, wenn wir den ärmeren Ländern faire Preise für deren Materialien, Lebensmittel etc. bezahlen würden. Andererseits muss hier darauf verwiesen werden, dass mittels Projekten wie ‚Fair Trade‘ welche auch im Rahmen der Entwicklungshilfe aufgebaut sind, diesem Aspekt mittlerweile entgegengewirkt wird. Hier kommt es noch auf ein Umdenken und mehr Aufklärung an, damit diese Produkte angenommen werden.

Die Entwicklungszusammenarbeit hat ein schweres Los und wird von vielen KritikerInnen verfolgt. Die Medien berichten zu einem großen Teil von Misserfolgen und nur selten von kleinen Erfolgen und Verbesserungen. Entwicklungszusammenarbeit hat schon wirksame Hilfe und punktuelle Unterstützung erbracht, sie trug zur Verbesserung der Lebensbedingungen armer Menschen bei und in den besten Fällen hat sie es geschafft, nachhaltige Entwicklung zu gewährleisten. Tatsache ist es, dass sich die Entwicklungszusammenarbeit immer wieder neu erfinden muss, um auf sich verändernde Herausforderungen angemessen zu reagieren und sie muss nicht die Probleme bekämpfen, sondern die Ursachen beseitigen (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 23ff). Auch hier wird wieder klargemacht, dass die Ursachen bekämpft werden müssen. Es wird ein weiteres Mal die Forderung nach einer sinnvollen Entwicklungshilfe gestellt. Die Ursache zu bekämpfen ist nur mit

Hilfe und unter Miteinbeziehung der dort lebenden Menschen möglich, denn nur diese können eine Wiederholung der Ursache verhindern. Dazu ist es notwendig, ihnen Werkzeuge mitzugeben, um ihr Leben besser zu bestreiten. Es wäre langfristig gesehen sinnlos, fertige Objekte, Geräte, Maschinen, Gebäude etc. aufzustellen, ohne eine Gebrauchsanweisung zu übergeben oder ohne den Sinn dafür zu erklären. Niemand wird etwas verwenden, ohne zu wissen, für was es gut ist oder ob damit eine Verbesserung der Lebensumstände erzielt werden kann. Die Erreichung einer Verbesserung sollte nicht alleine das Ziel der Entwicklungshilfe sein. Es geht vielmehr darum, den Menschen Unterstützung auf dem Weg zur Verbesserung zu geben und sie somit soweit zu begleiten, dass sie sich bei der Begehung des nächsten Weges stark und sicher genug fühlen, diesen alleine zu meistern. Da dies in vielen Organisationen noch nicht der Fall ist, ist es wichtig, wie auch Sangmeister und Schönstedt (2010) schreiben, sich mit den Instrumenten, Institutionen und Zielen der Entwicklungszusammenarbeit auseinanderzusetzen, um in der Zukunft unangemessene Erwartungen an die Entwicklungszusammenarbeit zu vermeiden. Wirkungsorientierte Entwicklungszusammenarbeit kann zwar nicht alle Probleme der Entwicklungsländer lösen, sie kann aber einen kleinen Beitrag zur Bewältigung der Herausforderungen der Weltgesellschaft im 21. Jahrhundert leisten (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 135ff.).

Wie uns außerdem bei unserer Reise aufgefallen ist, ist *Korruption* ein Thema in Tansania, über das jeder/jede Bescheid weiß, aber niemand etwas sagt. Es ist sehr häufig zu beobachten, wie die korrupten Geschäfte im Alltag in der Öffentlichkeit ablaufen. Wird man auf der Straße von der Polizei gestoppt, werden einem/einer jede Menge Delikte vorgeworfen, die nicht vorgekommen sein können. Von überhöhter Geschwindigkeit bis hin zu einem nicht zugelassenen Fahrzeug kann man alles erleben. Die PolizistInnen erhalten dann eine gewisse Summe an Bargeld, die für die nächsten paar Fahrten sozusagen als Freifahrtschein dient. Wir wurden auch auf der Fahrt mit einem Pfarrer aufgehalten. Wir mussten allerdings nichts bezahlen, da die Kirche davon ausgenommen ist. Mit Geld kann in allen Lebensbereichen ziemlich viel erreicht werden und es scheut sich auch niemand davor.

So beschreibt auch Daniela Eiletz-Kaube in ihrem Buch, wie das Thema Korruption in Tansania gehandhabt wird. Korruption geht so weit, dass Eltern gute Noten für ihre Kinder in

der Schule erkaufen oder sich die medizinische Versorgung kaufen, da auch die Ärzte wissen, wie sie an mehr Geld kommen können. Es kommt auch vor, dass der Bau einer neuen Schule angepriesen wird und Geld dafür gesammelt wird, die Schule jedoch noch nicht einmal auf einem Blatt Papier existiert und bisher noch kein Bauplan besteht, der den Bau genehmigt. Es gibt verschiedene Gründe, korrupt zu handeln. Ein Grund dafür könnte die ungleiche und auch nicht faire Verteilung der Finanzen sein. Durch die immer teurer werdenden Lebenshaltungskosten, können sich viele Menschen mit ihrem eigenen Einkommen nicht mehr über Wasser halten. Sie fühlen sich daher oft noch berechtigt dazu, durch Bestechungen jeglicher Art ihr Haushaltsgeld aufzustocken (vgl. Eiletz-Kaube 2010, S. 109f.).

In der Entwicklungszusammenarbeit hält das Empowerment-Konzept immer mehr Einzug. Aufgrund dessen werden wir in unserer Arbeit auch auf dieses Thema genauer eingehen.

## 4. Definition von Empowerment

Der Begriff Empowerment tauchte erstmals in den Bürgerrechts- und Emanzipationsbewegungen der frühen 70er Jahre in den USA auf. Wörtlich übersetzt heißt „(to) empower“: (sich) ermächtigen, (sich) bemächtigen, (sich) befähigen. Empowerment steht für die Selbstermächtigung, Selbstbemächtigung oder Selbstbefähigung gesellschaftlicher Randgruppen wie beispielsweise ethnische Minderheiten, Menschen mit Behinderungen, psychischen Krankheiten, alleinerziehende Frauen oder Arbeitslose. Empowerment bezeichnet Entwicklungsprozesse, in denen diese Menschen die Kraft gewinnen, die sie brauchen, um ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen und ein besseres Leben zu leben. Doch was macht ein besseres Leben aus?

So ist das Empowerment-Konzept zunächst einmal eine offene, normative Form, in die unterschiedliche Grundüberzeugungen und Werthaltungen einfließen können. Ein allgemein akzeptierter Begriff von Empowerment existiert nicht. Bevor man sich inhaltlich mit diesem Konzept auseinandersetzt, ist es daher notwendig, den Begriff Empowerment zu klären (vgl. Herriger 2010, S. 13ff.).

Es lassen sich vier Zugänge zu einer Definition von Empowerment unterscheiden:

- *Empowerment - politisch buchstabiert:*

In politischer Definition bezeichnet Empowerment also „einen konflikthaften Prozess der Umverteilung von politischer Macht, in dessen Verlauf Menschen oder Gruppen von Menschen aus einer Position relativer Machtunterlegenheit austreten und sich ein Mehr an Macht, Verfügungskraft und Entscheidungsvermögen aneignen“ (Herriger 2010, S. 14).

- *Empowerment - lebensweltlich buchstabiert:*

In dieser Form übersetzt steht Empowerment für das Vermögen von Menschen, die Belastungen und Schwierigkeiten ihres Lebens aus eigener Kraft zu bewältigen, ihr Leben selbst zu bestimmen und selbst die Führung zu übernehmen (vgl. Herriger 2010, S. 15).

- *Empowerment - reflexiv buchstabiert:*

Die reflexive Definition betont die Aneignung von Gestaltungsvermögen, Macht und Kraft durch die Betroffenen selbst. Empowerment meint in diesem Sinne einen Prozess der

Selbstaneignung von Lebenskräften. Diese Definition bezeichnet einen Aufbruch, einen Wechsel des Lebenskurses. Menschen verlassen ihre Position der Schwäche und Abhängigkeit und werden aktiv handelnde AkteurInnen (vgl. Herriger 2010, S. 16).

- *Empowerment - transitiv buchstabiert:*

Die transitive Definition betont schließlich die Aspekte der Ermöglichung, Unterstützung und Förderung von Selbstbestimmung durch andere. Hier gibt es Professionelle, die betroffenen Menschen dabei helfen, ihre eigenen Stärken zu finden und selbstbestimmter zu leben. Es geht darum, Menschen Ressourcen für ein gelingendes Lebensmanagement zur Verfügung zu stellen, auf die sie bei Bedarf zurückgreifen können (vgl. Herriger 2010, S. 17).

Diese vier Definitionen schaffen eine vorläufige Ordnung der unterschiedlichen Definitionsangebote. Demnach ist Empowerment ein Prozess, in dem Menschen, die benachteiligt, diskriminiert oder gesellschaftlich ausgegrenzt werden, ihre Probleme selbst in die Hand nehmen, sich dabei ihrer eigenen Fähigkeiten bewusst werden, eigene Kräfte entwickeln und soziale Ressourcen nutzen. Wichtig ist hierbei immer die Selbstbestimmung und das Selbstbewusstsein, die Kontrolle über die eigenen Lebensumstände wieder zu gewinnen (vgl. Herriger 2010, S. 18).

Empowerment in der Entwicklungszusammenarbeit bemüht sich darum, benachteiligte Gruppen mitentscheiden zu lassen und sie selbstbestimmt handeln zu lassen. Es ist auch von großer Bedeutung, dass die Betroffenen selbst erkennen, dass sie etwas selbst in die Hand nehmen müssen, um etwas zu verändern. Es geht auch um die Teilhabe an Wirtschaft, Gesellschaft und Politik. In der Entwicklungszusammenarbeit werden überwiegend Frauen und seit den 1980er Jahren auch Kinder als Zielgruppe für Empowerment-Projekte in den Blick genommen (vgl. Austrian Development Agency-Empowerment 2004, o.S.).

Das Handlungsziel ist es, den Menschen das Werkzeug für ein selbstständigeres Leben bereit zu stellen und ihnen die Möglichkeit zu geben, Erfahrungen durch eigenes Handeln und eigene Stärke auszuprobieren (vgl. Herriger 2010, S. 18f.).

#### 4.1 Phasen des Empowerment

Empowerment-Prozesse laufen in vier Phasen ab. Sie beschreiben, wie Menschen lernen, gesellschaftliche Konflikte anzugehen und die jeweilige Situation mitzugestalten. Diese vier Phasen können gemeinsam oder durcheinander auftreten.

- In der ersten Phase geschieht so etwas wie „Mobilisierung“. Die betroffenen Menschen erleben ein schwerwiegendes Ereignis. Durch diese Krise verlieren sie das Vertrauen in andere Entscheidungsträger und beginnen, nach ihren eigenen Möglichkeiten zu suchen, sich mit anderen zusammenzuschließen, um die Situation zu verändern.
- In der zweiten Phase bekommen die Betroffenen Hilfe von Menschen, die sich in ähnlichen Situationen befinden. Durch diese Hilfe werden sie sich ihrer eigenen Fähigkeiten bewusster und es kommt zur Weiterentwicklung des Empowerment-Prozesses. Die unterstützenden Personen sollten eine Umgebung bereitstellen, die einerseits ermutigt, Risiken einzugehen und Frustrationen auszudrücken, andererseits aber auch Ängste mildert.
- In der dritten Phase wissen die Betroffenen schon mehr über die gesellschaftlichen Zusammenhänge und ihr Selbstkonzept verändert sich zunehmend. Sie erleben durch ihre Weiterentwicklung Konflikte im privaten Bereich als auch in der Gruppe, da ihr kritisches Verständnis größer wird.
- In der vierten Phase hat sich die Fähigkeit der Menschen, mit Konflikten umzugehen, weiter entwickelt. Sie wissen, dass sie die gesellschaftlichen Zusammenhänge beeinflussen können und teilweise Veränderungen herbeiführen können. Dieses neue Wissen und die erworbenen Fähigkeiten werden nun im Alltagsleben eingegliedert. Betont werden muss auch der soziale Aspekt dieser Phase, denn es ist wichtig, die gewonnenen Erfahrungen an andere weiterzugeben (Stark 1991, S.213ff.).

#### 4.2 Ebenen des Empowerment

Die Pädagogik muss im Sinne von Empowerment vier Handlungsebenen unterscheiden, die nur analytisch zu trennen sind, aber stets miteinander verknüpft sind:

- Subjektorientierte Ebene
- Gruppenbezogene Ebene
- Institutionelle Ebene
- Sozialpolitische und gesellschaftliche Ebene

*Die subjektorientierte Ebene* soll den Einzelnen das Gefühl von Stärke vermitteln, um Selbstbewusstsein aufbauen zu können, sowie eigene Angelegenheiten selbst regeln zu können. Die Fähigkeiten, die durch das Empowerment-Konzept vermittelt werden, sollen dazu beitragen, individuelle Wünsche zu äußern, Probleme auf eigene Faust zu lösen und alleine Entscheidungen zu treffen. Die Arbeit mit den Subjekten steht im Vordergrund, jedoch sollten die Umweltfaktoren nicht ausgeschlossen werden, da die Empowerment-Arbeit immer die AdressatInnen in ihrer Lebenswelt erfasst. *In der gruppenbezogenen Ebene* geht es um das Stärken der gemeinsamen Kräfte und um das Herstellen von Zusammengehörigkeit. Dies gilt für den Aufbau von Beziehungen in der Familie, im Freundeskreis, der Nachbarschaft genauso wie für die Entwicklung von Selbsthilfeinitiativen und -kontaktstellen sowie die überregionale Vernetzung dieser Netzwerke. *Die institutionelle Ebene* soll dazu beitragen, dass betroffene Menschen lokale Machtstrukturen mitgestalten können, und es wird versucht, den Ausschluss der Betroffenen bei der Planung von Konzepten zu verhindern. In der *gesellschaftlichen und sozialpolitischen Ebene* soll eine Instanz entstehen, welche die Interessen der AdressatInnen sammelt und gegenüber mächtigen Organisationen zum Ausdruck bringt. Empowerment möchte somit ermutigen, eigene Lebensverhältnisse mitzugestalten (Theunissen 2009, S. 82ff.).

#### 4.3 Empowerment - Selbstbemächtigung von Menschen

Das Konzept des Empowerment kommt aus dem angloamerikanischen Sprachraum und verspricht große Fortschritte für die Soziale Arbeit und eröffnet neue Möglichkeiten für die Zukunft. Es wird Wert auf die Selbstgestaltungskräfte und die Selbstorganisation der AdressatInnen Sozialer Arbeit und auf die Ressourcen, die sie zur Veränderung von belastenden Lebensumständen einsetzen können, gelegt (vgl. Herriger 2010, S. 7). Empowerment zielt darauf ab, „die Menschen zur Entdeckung ihrer eigenen (vielfach verschütteten) Stärken zu ermutigen, ihre Fähigkeiten zur Selbstbestimmung und Selbstver-

änderung zu stärken und sie bei der Suche nach Lebensräumen und Lebenszukünften zu unterstützen, die einen Zugewinn von Autonomie, sozialer Teilhabe und eigenbestimmter Lebensregie versprechen“ (Herriger 2010, S. 7). Der Blick richtet sich auf Selbstorganisation und autonome Lebensführung und wendet sich vom defizitbezogenen Blickwinkel ab. Es stehen nicht mehr allein die AdressatInnen der sozialen Dienstleistungen mit ihren Lebensunfähigkeiten und Hilflosigkeiten im Mittelpunkt, sondern die Aufmerksamkeit richtet sich vielmehr auf ihre Stärken und Fähigkeiten, ihr Leben selbstbestimmt zu gestalten. Es ist von großer Bedeutung, dass die Hilfe partizipativ ausgerichtet ist und dass die Betroffenen mitentscheiden dürfen. Die Eigenverantwortung ist der wichtigste Punkt (vgl. Herriger 2010, S. 7f.). Für die Empowerment-Prozesse ist eine Routine nicht von Vorteil, denn um Stärken zu entdecken, muss man aus der Routine ausbrechen, man muss den Mut haben, etwas anders zu machen und innovativ zu denken und zu handeln (vgl. Herriger 2010, 228f.).

Das Empowerment-Konzept bleibt aber von einer Kritik nicht verschont. Es hat einen Mangel an „begrifflicher Schärfe, konzeptueller Differenziertheit und methodischer Prägnanz“ (Herriger 2010, S. 8). Es gibt viele unterschiedliche Definitionen und thematische Schwerpunkte. Deswegen ist es schwer, den Kern dieses Konzeptes auszumachen. Empowerment scheint für viele nur eine neue Mischung von alten Handlungen zu sein. Trotz dieser unübersichtlichen Situation zwischen Hoffnung und Kritik ist die Hilfe zur Selbsthilfe gerade in der Entwicklungszusammenarbeit, wie von uns selbst erfahren, sehr wichtig (vgl. Herriger 2010, S. 7ff.).

Der Verein Usseri bemüht sich um Schulgeldpatenschaften und diese sind natürlich auch eine Form von Hilfe zur Selbsthilfe. Die Kinder und die Jugendlichen sind für die Zukunft verantwortlich. Deswegen ist es von großer Bedeutung, mit der Hilfe schon im Schulsystem und an der Bildung allgemein anzusetzen. Erst wenn genug Wissen vorhanden ist, können die AfrikanerInnen sich selbst helfen. Schulgeldpatenschaften sind Hilfe zur Selbsthilfe, weil den Kindern eine gute Ausbildung gegeben wird und sich im Land dann irgendwann mal was ändern wird. Es gibt leider viele Kinder, die sich eine Schulausbildung nicht leisten können, weil das Geld nicht vorhanden ist, da die Familien meist mehrere Kinder haben, die sie ernähren müssen. Deshalb haben die Kinder keine Chance weiterzukommen. Daher ist es so wichtig, ihnen die Möglichkeit zu geben, eine gute Ausbildung zu erhalten. Es stellt sich immer wieder das Problem heraus, dass die Familien überlegen

müssen, ob sie die Kinder in die Schule schicken, trotz der hohen Kosten für Material und Schulgeld, oder ob sie lieber schauen, dass sie die gesamte Familie gut ernähren können. Natürlich wollen alle lieber überleben. Zumindest sollten die Kinder die Grundschule besuchen. Normalerweise bekommen die Familien nach Abbezahlung des jährlichen Schulgeldes das restliche Geld von den Spenden. Wenn allerdings das Geld in der Familie nicht sicher aufgehoben ist, weil zum Beispiel der Vater Alkoholiker ist, dann wird das Geld verwaltet. Die Kinder, die heute in der Bildung unterstützt werden, werden später etwas verändern (vgl. Interview 5 2011, S. 4 Absatz 2).

#### 4.3.1 Jede/r hat das Recht auf Bildung

Bildung und Innovationsfähigkeit sind entscheidende Voraussetzungen der Zukunftsfähigkeit. Es ist von großer Bedeutung, Bildungssysteme an die Erfordernisse der globalisierten Wirtschaft anzupassen, die Kapazitäten auszubauen, neue Technologien zu entwickeln und die Bereitschaft für Erneuerungen zu stärken. Bildung ist der Schlüssel, der Qualitäten des Lebens erhöht. Mehr Bildung bedeutet mehr Einkommen und mehr Gesundheit und spielt eine wichtige Rolle bei der individuellen Chancenverteilung. Durch mehr Bildung ergeben sich bessere Chancen Arbeit zu finden, so dass die Personen ihr Humankapital besser einsetzen können. Trotz dieser Tatsachen wird der Bildungssektor in den Entwicklungsländern bei der Verteilung der Staatsausgaben von den Verantwortlichen häufig vernachlässigt. Um ein funktionierendes Bildungssystem aufzubauen, sind viele Investitionen notwendig. Beispielsweise müssen Kosten für das Schulgebäude, laufende Ausgaben für die Gehälter der LehrerInnen, das Lehrmaterial und weitere anfallende Kosten finanziert werden. Bildungsdefizite betreffen vor allem die Kinder der ärmsten Familien. Kinder aus armen Familien müssen sehr oft die Schule abbrechen, da kein Geld mehr vorhanden ist. Hinzu kommt, dass die Kinder die Familie durch Arbeit finanziell unterstützen müssen, da die Familie anders nicht über die Runden kommen würde. Die Qualität der staatlichen Bildungseinrichtungen ist auch oft mangelhaft. Die LehrerInnen haben nicht genügend Ausbildung, die Klassengröße macht ein effektives Lehren unmöglich und das Lehrmaterial lässt zu wünschen übrig (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 158ff.). Dies können wir aus eigenen Erfahrungen durch unsere Reise bestätigen. Die Klassengröße ist sehr groß und die LehrerInnen haben teilweise gar keine Ausbildung. Kinder, die gerade kein Geld

haben, dürfen den Unterricht zwar besuchen, erhalten aber kein Abschlusszeugnis. Dadurch versäumen sie einen großen Teil des Unterrichts und hinken mit dem Stoff hinterher. Die Bedeutung von Bildung für die weitere Unabhängigkeit des Landes Tansania und die Zukunft des Wohlbefindens der Menschen ist enorm. Das Instrument der Herrschaft über die Zukunft wird Bildung sein. Jedes Kind in diesem Land, männlich oder weiblich, sollte das Recht haben, ein vereinbartes Mindestmaß an Bildung zu erhalten. Das Bildungssystem sollte von guter Qualität sein. Gerade die Grundschule sollte hervorragend sein, denn dies ist die einzige formale Bildung, welche die meisten Kinder erhalten. Dieser Punkt gehört hervorgehoben, denn die Kraft liegt in der Bildung. Bildung ist ein Instrument der Befreiung für arme Leute. Die Mehrheit der Menschen, die in Tansania leben und arbeiten, muss mit den Einstellungen und Fähigkeiten, die ihnen helfen, erfolgreich zu sein, ausgestattet werden. Eine gute Ausbildung trägt nicht nur zur Selbstständigkeit eines Menschen bei, sondern auch zur Selbstständigkeit des ganzen Landes. Menschen haben ein Bedürfnis, einer Gemeinschaft von Mitmenschen anzugehören. Es ist schwer, etwas alleine, ohne Hilfe zu schaffen. Diejenigen, die das Glück haben, eine gute Ausbildung zu erhalten, haben somit auch die Pflicht, etwas für das Wohlbefinden der Gesellschaft zu tun und diese zu verbessern (vgl. Lema/Mbilinyi/Rajani 2004, S. 159ff.). Deswegen ist es uns ein Anliegen, auf die Wichtigkeit von Schulgeldpatenschaften hinzuweisen, denn durch eine Patenschaft kann einem Kind die Schullaufbahn gesichert werden und in weiterer Folge hat das Kind mehr Chancen auf einen besseren Job.

#### 4.4 Hindernisse und Widerstände in der Umsetzung von Empowerment

Wie zu Beginn schon erwähnt, ist die Umsetzung von Empowerment in der sozialen Arbeit durchaus schwierig, denn Empowerment lässt sich nicht immer problemlos anwenden. Besonders am Beginn der Beziehungsarbeit wird die Ermutigung zur Autonomie von den Betroffenen nicht positiv aufgenommen. Sie kann als Belastung und Bedrohung empfunden und abgewehrt werden. Empowerment verunsichert die Betroffenen, da sie plötzlich für sich selbst neue Richtungen und Ziele entwickeln sollen und niemand mehr für sie und zu ihrem Wohl handelt. Aber auch die professionellen HelferInnen haben oftmals das Bedürfnis, mehr als nur beratende Instanz zu sein, auch sie können oft nicht loslassen (vgl. Herriger 2010, S. 221f.). Trotzdem soll dieser Umstand nicht entmutigen

und zu einem Rückzug führen.

In Empowerment-Konzepten ist sehr viel Kreativität und Phantasie gefragt und die professionellen HelferInnen sollen sich auf offene Beziehungsverläufe einlassen, um allen Beteiligten Gestaltungsfreiheit zu ermöglichen. Dass dies in der Umsetzung für viele professionelle HelferInnen schwierig ist, lässt sich nicht bestreiten. Es belastet sie oft sehr, sich den Betroffenen ohne pädagogische Besserwisserei anzupassen (vgl. Herriger 2010, S. 216f.). Die Fortschritte, die gemacht werden, sind nicht gleich sichtbar. Dies erschwert es den professionellen HelferInnen, das eigene Handeln als Erfolg wahrzunehmen. Man kann sich nie sicher sein, ob der erreichte Fortschritt auch anhält oder ob wieder ein Rückschritt folgt.

Hierzu möchten wir ein Beispiel von Frau Brandmüller nennen: Mit Mühe hat sie mit AfrikanerInnen einen Sandspielplatz in einem Waisenhaus aufgebaut, hat ihnen Aufgaben gegeben und das Wissen vermittelt, um es in weiterer Zukunft alleine instandhalten zu können, und ihnen klar gemacht, dass es notwendig ist, sich gut darum zu kümmern. Alles lief gut und alle waren begeistert, aber als sie nach einem halben Jahr wiederkam, war alles zerstört. Ein Fortschritt, dem gleich ein Rückschritt folgte. Hierbei braucht man demnach viel Geduld und Energie.

Außerdem erleben die HelferInnen eine Diskrepanz zwischen dem aus ihrer professionellen Sicht gewünschten Tempo der Veränderungen und dem von den AdressatInnen eingeschlagenen Tempo. Empowerment braucht viel Zeit und somit Geduld der professionellen HelferInnen, um nicht das eigene Tempo einzuschlagen und die Betroffenen damit zu überfordern. Aufgrund dessen muss man des Öfteren sehr lange auf positive Resultate warten und man braucht sehr viel Geduld. Diesen Aspekt erwähnte auch Brigitte immer wieder in ihren Erzählungen.

Wir selbst erlebten in unserer Reise die unterschiedliche Zeitwahrnehmung von EuropäerInnen und AfrikanerInnen. In Afrika geht es sehr gemütlich zu und es fühlt sich niemand gestresst. Es ist früh genug, wenn etwas erst in drei Wochen fertiggestellt wird. Als Belastung wird auch die geringe Reichweite der erzielten Lebensveränderungen erlebt. Oftmals bleiben die von den Betroffenen erreichten kleinen Erfolge der Autonomie hinter den Erwartungen der professionellen HelferInnen zurück und werden dadurch von ihnen nur schwer gewürdigt. Das Wissen, dass die gemeinsame Arbeit nur ein erster Anstoß war und dass es nicht in der Macht der professionellen HelferInnen steht, die Schritte bis zum

von ihnen gewünschten Ziel voranzutreiben, hinterlässt vielfach einen bitteren Nachgeschmack. Wir haben den Eindruck, dass die Menschen in Afrika mit viel weniger zufrieden sind als wir hier in Österreich. Diese verschiedenen Lebenseinstellungen gilt es in der Entwicklungszusammenarbeit zu beachten.

All diese Aspekte stellen für professionelle HelferInnen große Herausforderungen dar (vgl. Herriger 2010, S. 217f.). In einem Empowerment-Konzept ist es von großer Bedeutung, die Herstellung einer demokratischen Arbeitsbeziehung zu sichern und die Autonomie des anderen zu achten (vgl. Herriger 2010, S. 218ff.). Wenn man diesen Ratschlägen folgt, wird die Beziehung zu einer Partnerschaft, die von Respekt und Anerkennung bestimmt wird (vgl. Herriger 2010, S. 220).

Zu beachten gilt es auch, dass, wenn man den Betroffenen mehr Verantwortung für ihre Lebensgestaltung überträgt, muss man ihnen auch das Recht auf Fehler zugestehen. Man muss auch Entscheidungen zulassen, die einem als falsch und unvernünftig erscheinen. Diese Akzeptanz hat aber auch ihre Grenzen, vor allem dann, wenn die Lebensart für die professionellen HelferInnen zur psychischen Belastung wird. Es gibt gewisse Grenzlinien, an denen Verständnis, Empathie und Nachempfinden enden können. Denn sonst kommt es zu wechselseitigem Nicht-Verstehen und schließlich zu grenzenloser Enttäuschung (vgl. Herriger 2010, S. 222f.).

#### 4.5 Profile einer neuen professionellen Identität

Eine empowerment-orientierte soziale Arbeit beinhaltet verschiedene Rollen und Rollenwechsel. Flexibilität, Offenheit, sowie Kreativität und den Mut, sich in verschiedene Rollen hineinzusetzen, bieten den MitarbeiterInnen verschiedene Formen der Interventionsverfahren an (vgl. Herriger 2010, S. 232):

„Lebenswelt-AnalytikerIn“

Durch den fremden Blick von außen, den die „Lebenswelt-AnalytikerInnen“ ihren Gegenübern schenken, soll geholfen werden, Stigmatisierungen und stille Abhängigkeiten aufzubrechen bzw. bewusst zu machen, um auf eine Reise der Selbstentdeckung gehen zu können. Das Selbstbewusstsein soll gestärkt werden, um den Mut zur Veränderung von Lebenskursen aufzubringen (vgl. Herriger 2010, S. 236).

#### „Kritische/r LebensinterpretIn“

Es soll ein Dialog zwischen Sozialen ArbeiterInnen und den AdressatInnen stattfinden. Darin enthalten sind eine gemeinsame interpretative Aufarbeitung des bisherigen Lebensweges sowie persönlich erreichbare Zielvorstellungen für die Zukunft (vgl. Herriger 2010, S. 236f.).

#### „NetzwerkerIn und RessourcenmobilisiererIn“

Empowerment zielt immer auf die Mobilisierung von Ressourcen ab und ist stets an einer Gemeinschaftlichkeit interessiert. Damit soll die Barriere, Ressourcen in Anspruch zu nehmen, aufgebrochen werden, damit man auf diese Weise eine optimale Nutzerkompetenz erreichen kann (vgl. Herriger 2010, S. 237).

#### „Intermediäre/r BrückenbauerIn“

Es ist den Empowerment-ArbeiterInnen zur Aufgabe gestellt, Möglichkeitsräume für BürgerInnenpartizipation aufzuschließen und Brückenperson zwischen engagierten BürgerInnen und AkteurInnen auf der Ebene der administrativen und politischen Entscheidungsfindung zu sein (vgl. Herriger 2010, S. 237f.).

#### „NormalisierungsarbeiterIn“

Soziale Arbeit muss innerhalb der gegebenen rechtlichen Normgrenzen den Respekt vor dem Eigensinn klientenseitiger Lebensentwürfe wahren. Außerdem deren Selbstverantwortung gegen institutionelle Bevormundungen sichern und expertenseitige Veränderungs-, Besserungs- und Kontrollvorstellungen zumindest dort, wo sie von KlientInnen nicht befürwortet werden, hintanstellen (vgl. Herriger 2010, S. 238).

#### „Organisations- und SystementwicklerIn“

MitarbeiterInnen im sozialen Feld werden in die Lage versetzt, sich in engagierter Parteilichkeit auf einen kritischen Dialog mit der Macht einzulassen. Öffnung administrativer und politischer Strukturen für Partizipation und Bürgerbeteiligung (vgl. Herriger 2010, S. 238).

Eine Empowerment-Praxis der Zukunft hat viele Gesichter. Diese Arbeit kann aber nur gelingen, wenn alle Beteiligten ihre Beziehung als eine Beziehung wechselseitigen Lernens

und sich Veränderns begreifen. Das aber erfordert Mut für offene phantasievolle Prozesse der Lebensgestaltung und auch den Mut, Vertrauen zu anderen und sich selbst zu haben (vgl. Herriger 2010, S. 238f.). Das Empowerment-Programm ist eine Entwicklung zu einer neuen Kultur des Helfens, die die Autonomie der Lebensentscheidungen und der Lebenspraxis der AdressatInnen Sozialer Arbeit anerkennt und zukunfts offene Prozesse des Entdeckens, des Erkundens und des Sich-Veränderns anstößt (vgl. Herriger 2010, S. 232).

Wie Hilfe auch immer geschehen mag, ist es jedenfalls notwendig, dass Personen, die die Unterstützung in Anspruch nehmen, ein starkes Mitspracherecht haben. Empowerment muss immer unter dem Fokus der Selbstbestimmung stehen. Außerdem gilt es noch zu sagen, dass Menschen, die Hilfe brauchen, nur so viel Unterstützung bekommen sollen, wie sie benötigen, damit sie sich in weiterer Folge selbst weiterhelfen können.

#### 4.6 Dienstleistungs-Paradigma – Empowerment-Paradigma

Das Empowerment-Konzept hat auch schon in der Entwicklungszusammenarbeit Einzug gehalten. Es findet eine Entwicklung vom alten Dienstleistungs-Paradigma hin zum neuen Empowerment-Paradigma statt. Beim Dienstleistungs-Paradigma wird der Defizit-Blickwinkel eingenommen und die Menschen werden als Betroffene gesehen. Es geht darum, soziale Dienstleistungen entweder durch Regierungsstellen oder über Nicht-Regierungs-Organisationen bereitzustellen. Die primären Ressourcen beziehen sich auf Gelder der Entwicklungszusammenarbeit und auf Entwicklungsfachkräfte. Bei diesem Paradigma sind die Finanzierung, Ineffizienz des Managements und Bürokratie die einschränkenden Faktoren. Es taucht immer die Frage auf, wie viel Geld bei den Betroffenen wirklich ankommt. Die Zielgruppen werden durch die Knappheit der finanziellen Mittel sorgfältig ausgewählt. Noch dazu stehen die Entwicklungsorganisationen im Wettbewerb um die knappen Mittel (vgl. Das Hungerprojekt 2007-Paradigmen, o.S.).

Beim Empowerment-Paradigma hingegen werden die Menschen grundsätzlich als sehr kreativ betrachtet, als HauptakteurInnen und RegisseurInnen ihrer eigenen Entwicklung gesehen. Die Strategie besteht darin, politische Rahmenbedingungen zu finden und eigenständige Aktionen zu schaffen, damit die Aktionen erfolgreich sein können. Die primä-

ren Ressourcen richten sich auf die Organisation, Mobilisierung und Eigeninitiative der Betroffenen. Problembereiche könnten in den Bereichen der Entschlossenheit, der lokalen Kompetenz und der Vision gesehen werden. In Selbstevaluierungen werden Informationen ausgetauscht und DorfbewohnerInnen erkennen selbst, was vorhanden und möglich ist. Im Empowerment-Paradigma soll breitenwirksam gehandelt werden, um ein gesellschaftsweites Phänomen zu entfachen. Verschiedene Entwicklungsorganisationen arbeiten zusammen, um gesellschaftsweite soziale Mobilisierung zu erreichen. Die Herausforderung liegt daran, neue Chancen für Maßnahmen zu erkennen, um vorhandene Pläne dynamisch ändern zu können (vgl. Das Hungerprojekt 2007-Paradigmen, o.S.).

Zusammenfassend kann man sagen, das Empowerment in der Entwicklungszusammenarbeit dafür verantwortlich ist, dass Menschen einen immer stärkeren Einfluss auf ihr Leben haben. Außerdem haben die Betroffenen mehr Kontrolle über Entscheidungen und Ressourcen, die ihr eigenes Leben betreffen. Dies kann beispielsweise durch Bildung, Ausbildung und Beratung geschehen. Die Nachhaltigkeit und Erfolge von Entwicklungszusammenarbeit sind ohne Empowerment nicht möglich (vgl. Österreichische Gesellschaft für Umwelt und Technik 2001, o.S.).

Einer der wichtigsten Bestandteile bzw. Merkmale von einem Verein wie dem Verein Usseri e.V., ist das freiwillige Engagement der einzelnen Mitglieder, welches als Voraussetzung gegeben sein muss.

## 5. Freiwilliges Engagement

Im Folgenden ist es uns ein Anliegen, eine möglichst klare Abgrenzung der verschiedenen verwendeten Begriffe zum Thema des freiwilligen Engagements zu geben. In diesem Themenbereich werden viele verschiedene Begriffe verwendet, welche von Freiwilligenarbeit und Freiwilligentätigkeit, über Ehrenamtliche Tätigkeit und Arbeit, Freiwilliges Engagement bis hin zu Freiwilligendienst reichen. Es würde den Rahmen sprengen, wenn wir alle möglichen Definitionen aufzählen, welche zu diesem Themenbereich verwendet werden. Für uns wirkt es sinnvoll, die für uns am wichtigsten erscheinenden Hauptbegriffe wie Ehrenamt und Freiwilligentätigkeit zu bearbeiten. Im Folgenden unserer Arbeit werden wir jedoch die Begriffe abwechselnd verwenden, da es bis heute noch keine klar abgegrenzte und klar definierte Begriffsbeschreibung gibt.

Um einen grundlegenden Einblick in die komplexe Begriffswelt der Freiwilligkeit zu bekommen, werden wir im Folgenden einen kurzen Einblick in die geschichtlichen Hintergründe geben.

### 5.1 Historischer Zugang

Grundsätzlich kann in der historischen Betrachtung zwischen den zwei Begriffen Ehrenamt und Freiwilligentätigkeit unterschieden werden. Um etwaige Unklarheiten aus dem Weg zu räumen und eine Erklärung für die heute meist synonyme Verwendung dieser beiden Begriffe aufzeigen zu können, werden wir nun kurz auf die Entstehung der Begriffe eingehen.

Im 19. Jahrhundert entstand nach Backes das Ehrenamt aus verschiedenen Teilbereichen wie den administrativen politischen Ehrenämtern und der christlichen Hilfe (vgl. Backes 1987, S. 18 zit.n. More-Hollerweger/Sprajcer/Eder 2009, S. 2). Zur damaligen Zeit war es eine Ehre, eine öffentliche Aufgabe freiwillig zu übernehmen bzw. übertragen zu bekommen. Die administrativen politischen Ehrenämter waren in männlicher Hand (vgl. Zimmer 2005, o.S. zit.n. More-Hollerweger et al. 2009, S. 2). Die weiblichen Bürgerinnen hingegen waren für die Bereiche der christlichen karitativen Hilfe zuständig. Nach und nach ent-

standen immer mehr verschiedene Formen im Bereich der privaten Vereinigungen und auch im Bereich der privaten Wohltätigkeit (vgl. Wessels 1994, S. 16 zit.n. More-Hollerweger et al. 2009, S. 3). Wie bereits in der kurzen geschichtlichen Einführung ersichtlich ist, wird laut More-Hollerweger (2009) der Begriff des Ehrenamts auch heute noch häufig in Verbindung mit zugeteilten Ämtern und Aufgaben verwendet. Das Verständnis für die Verwendung des Begriffs Ehrenamt als generellen Begriff für eine freiwillige Tätigkeit kommt jedoch immer stärker hervor (vgl. More-Hollerweger et al. 2009, S. 3).

Die Freiwilligentätigkeit hingegen hat ihre Wurzeln im klassischen oben bereits erwähnten politischen Ehrenamt und in der klassischen politischen sozialen Hilfstätigkeit. Heute findet sich die Freiwilligentätigkeit allerdings immer mehr auch in eigens initiierten Gruppen und Zusammenhängen und nicht mehr nur in traditionell verankerten Vereinen (vgl. Eder 2011, S. 4). Bei dieser Definition wird vor allem dem Wort ‚freiwillig‘ sehr viel Beachtung geschenkt. So meinte Horch (1992) zum Beispiel, dass der Begriff Freiwilligenarbeit nur dann Sinn macht, wenn die Existenzsicherung nicht durch diese Tätigkeit erreicht wird (vgl. Horch 1992, S. 148 zit. n. Heimgartner 2004, S. 17). Ebenso bereits erwähnt, werden die beiden Begriffe mit einigen anderen Definitionen im heutigen Sprachgebrauch häufig synonym verwendet. Im Folgenden werden wir daher kurz auf die von uns bevorzugten Definitionsmöglichkeiten eingehen.

## 5.2 Aktuelle Abgrenzungsversuche

Statistik Austria hat im Auftrag des Bundesministeriums für Soziales und Konsumentenschutz eine Erhebung zu Struktur und Volumen der Freiwilligentätigkeit in Österreich durchgeführt. In diesem Rahmen wurde auch der Begriff der Freiwilligenarbeit abgegrenzt: „Freiwilligenarbeit ist eine Leistung, die freiwillig und ohne Bezahlung für Personen außerhalb des eigenen Haushaltes erbracht wird“ (Statistik Austria 2008, S. 3). Als freiwillig wird in diesem Bericht eine Tätigkeit beschrieben, welche keinen gesetzlichen Hintergrund hat und sich daher von anderen freiwilligen verpflichtenden Tätigkeiten wie Präsenzdienst oder Zivildienst abgrenzt. Unbezahlt bedeutet in der obigen Definition, dass die Tätigkeit kein Entgelt und auch keine Aufwandsentschädigung beinhaltet. Hierbei ist

allerdings vermerkt, dass anfallende Kosten wie Fahrtkosten nicht als Bezahlung gelten. Als letztes wichtiges Merkmal in dieser Definition gilt die Beschreibung, dass die Tätigkeit außerhalb des eigenen Haushalts stattfinden und zum Nutzen der Gemeinschaft erfolgen muss. Die Tätigkeit im eigenen Haushalt zählt nicht zur Freiwilligenarbeit. Des Weiteren wird noch zwischen informeller und formeller Freiwilligenarbeit unterschieden. Die informelle Freiwilligenarbeit basiert auf einer Art Nachbarschaftsebene ohne jeglichen institutionellen Hintergrund. Die formelle Freiwilligenarbeit hingegen geschieht im Rahmen einer Institution oder eines Vereins (vgl. Statistik Austria 2008, S. 10).

Im ersten Freiwilligenbericht von Österreich aus dem Jahre 2009 wird ebenso festgehalten, dass bei der Definition von Freiwilligenarbeit besonders die Abgrenzung zu vier Dimensionen von großer Bedeutung ist. Hierbei handelt es sich als erste Dimension um die Abgrenzung zu bezahlter Arbeit. Dabei geht es im Wesentlichen darum, dass der Zeitaufwand der geleistet wird, nicht bezahlt wird. Als zweite Dimension wird die Abgrenzung zur Haus- und Familienarbeit angegeben. Hierbei handelt es sich um den Aspekt, dass Haus- und Familienarbeit ebenso wie Freiwilligenarbeit eine entgeltlose Tätigkeit ist. Haus- und Familienarbeit wird aufgrund der natürlichen Bindung zur Familie und der daraus folgenden unterschiedlichen Zugangsweisen von der Freiwilligentätigkeit abgegrenzt. In den Bereich der Haus- und Familienarbeit fällt somit auch die Pflege von Familienmitgliedern, vor allem jener, welche im selben Haus wohnen. Als dritte Dimension der Abgrenzung wird im Freiwilligenbericht 2009 der Bereich Hobbys festgehalten. Diese Abgrenzung erklärt sich daraus, dass Freiwilligenarbeit sehr wohl als Arbeitsleistung gesehen wird. Wichtig bei dieser Dimension ist vor allem der Aspekt des Nutzens für andere Personen. Damit ist gemeint, dass im Mittelpunkt der Freiwilligenarbeit nicht der eigene Nutzen steht, sondern immer ein Nutzen für andere Personen aus der Tätigkeit entstehen muss. Als vierte und letzte Dimension wird die Abgrenzung zu gesetzlich verpflichtenden Formen von Arbeit gesehen. Mit diesem Aspekt ist die Abgrenzung zu verpflichtenden Tätigkeiten wie Zivildienst, Wehrpflicht etc. gemeint (vgl. More-Hollerweger/Spajcer/Eder 2009, S. 7ff.).

Birkhölzer (2004) fordert in seinem Text ‚Entwicklung und Perspektiven des Dritten Sektors‘ Veränderungen des Begriffs Ehrenamt in zwei verschiedene Richtungen. Er spricht davon, dass freiwillige unbezahlte Arbeit zwar nach wie vor als unabdingbare Ressource in sozialen Unternehmen zu sehen ist und nach wie vor eine Verbindungsebene zwischen

Unternehmen und Gemeinwesen darstellt, jedoch die Aufnahme von unbezahlter Arbeit in soziale Unternehmen von den öffentlichen Einrichtungen gefördert werden sollte. Hier geht er vor allem von dem Aspekt der Arbeitslosigkeit aus. Birkhölzer glaubt, dass durch eine Beschäftigung im freiwilligen unbezahlten Bereich neue Lebensperspektiven geschaffen werden können. Er ist sich allerdings auch im Klaren darüber, dass dies zwar eine Langzeitlösung wäre, jedoch keine allgemeingültige Lösung. Des Weiteren sollte laut Birkhölzer der Begriff des Ehrenamts neu definiert werden. Dabei legt er Wert auf die Definition des Nutzens und insbesondere auf die vorgeschlagene Beschreibung des gegenseitigen Nutzens (vgl. Birkhölzer 2004, S. 25). Der Vorschlag von Birkhölzer bezüglich des gegenseitigen Nutzens ist vollkommen verständlich. Der Ansatz sollte in zukünftigen Projekten angestrebt werden, da so der Bereich des freiwilligen Engagements lukrativer wird und die Anzahl der dort tätigen Personen steigen könnte.

Wie auch bei dem Begriff Freiwilliges Engagement eine Abgrenzung unabdingbar ist, ist es im folgenden Teil der Organisationsstrukturen ebenfalls von Bedeutung, bei verschiedenen wichtigen Begriffen Klarheit und auch Transparenz zu schaffen.

#### 5.2.1 Strukturen: NPO, NGO, NRO, Freiwilligenorganisation?

Um zu klären, in welchen Bereich freiwillige Tätigkeiten nun fallen, möchten wir im Folgenden kurz auf die verschiedenen Organisationsformen eingehen. Da es keine Rechtsform für Freiwillige gibt, stehen zumeist Vereine im Hintergrund, da hierbei lediglich eine einfache und prägnante formale Voraussetzung gegeben ist. Vereine zählen generell zum Dritten Sektor, welcher als Zusammenfassung aller Organisationen und auch organisatorischer Aktivitäten zwischen den Bereichen Staat und Markt in Österreich gesehen werden kann. Dieser Begriff fasst verschiedenste Bereiche von Entwicklungshilfeorganisationen, über Einrichtungen im Kultur- und Freizeitbereich bis hin zu Stiftungen zusammen (vgl. More-Hollerweger/Sprajcer 2009, S. 30ff.).

Der Dritte Sektor lässt sich vom Ersten und Zweiten Sektor wie folgt unterscheiden:

„ - Es handelt sich um privatrechtlich verfasste Wirtschaftsunternehmen zur Realisierung sozialer und/oder gemeinwesenbezogener Zielsetzungen.

- Sie entstehen aus Formen der Selbstorganisation bzw. Selbsthilfe von Bürgern, die sich von Risiken in der sozialen, ökologischen und wirtschaftlichen Situation und/oder Mängeln in der Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen betroffen fühlen.
- Ihr wirtschaftliches Handeln ist den sozialen und/oder gemeinwesenbezogenen Zwecken untergeordnet (oder zumindest gleichgestellt) und folgt dem Prinzip des „not-for-private-profit-distributing“.
- Das unternehmerische Handeln geht von einer gemeinschaftlichen, kollektiven oder kooperativen Basis aus“ (Birkhölzer 2004, S. 12). Des Weiteren nennt Birkhölzer (2004) den „Vorgang sozialer und/oder gemeinwesenbezogener Zielsetzungen, bürgerschaftliches unternehmerisches Engagement, gemeinwirtschaftliche Gewinnverwendung und kooperative Organisationsformen“ (Birkhölzer 2004, S. 12) als kennzeichnende Merkmale des Dritten Sektors. Der Dritte Sektor umfasst also alle wirtschaftlich und auch nicht-wirtschaftlich handelnden Non-Profit-Organisationen (vgl. Birkhölzer 2004, S. 11).

Die ‚NPOs‘ (Nonprofit Organisation) sind jene Stränge der Organisationen, welche sich in den letzten Jahrzehnten in allen Bereichen immer stärker herausgebildet haben. Sie sind im Gegensatz zu der Bezeichnung des Dritten Sektors eher der Ebene der Organisation zuzuschreiben. Die NPOs sind nicht dem Staat und auch nicht der Wirtschaft zuzuordnen. Hinzu kommt, dass sich die Nonprofit-Organisationen namentlich sichtlich von den gewinnbringenden Organisationen abgrenzen (vgl. More-Hollerweger/Sprajcer 2009, S. 30ff.). Projekte sind dann zu Nonprofit-Organisationen zu zählen, wenn sie folgende Merkmale aufweisen:

- „ - formell strukturiert sind, einen institutionellen Aufbau haben und in der Öffentlichkeit auftreten;
  - Organisatorisch vom Staat abhängig sind;
  - Eigenständig verwaltet werden, also selbst Kontrolle über ihre Geschäfte ausüben;
  - Nicht gewinnorientiert sind, also keine Gewinne an Mitglieder oder Eigner ausschütten;
- sowie
- Zu einem gewissen Grad von freiwilligen Beiträgen und Spenden getragen werden und keine Zwangsverbände, d.h. freiwillig sind“ (Düchting 2000, S. 41 zit.n. Anastasiadis 2004, S. 49).

Die Bezeichnungen NGO (Non governmental Organization) und der dafür im deutschen Sprachraum verwendete Begriff NRO (Nichtregierungsorganisationen) grenzen sich im Gegensatz zu den NPOs mehr von der öffentlichen Hand ab. Die ‚non governmental Organizations‘ können somit als Teil der Nonprofit-Organizations gesehen werden. (vgl. More-Hollerweger/Sprajcer 2009, S. 30ff.). Die auf private Initiative hin gebildeten Organisationsstrukturen haben ganz unterschiedliche Zielsetzungen, zumeist jedoch im Bereich des Sozialen. Die NROs sind besonders im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit von Bedeutung, da sie gewissen Kriterien unterliegen, die sie erfüllen müssen. Darunter fallen Kriterien wie die Unabhängigkeit vom Staat, eine transparente Organisationsstruktur, verantwortliches Management oder auch klare Ziele (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 85).

Anhand der oben angegebenen verschiedenen Organisationsstrukturen können wir für den Verein Usseri die Zuordnung zu den NRO beziehungsweise NGO festhalten.

Da der Sektor des freiwilligen Engagements in Österreich immer größer wird, möchten wir im Folgenden diesen Bereich näher beschreiben.

### 5.3 Freiwilligensektor Österreich

Statistik Austria hat in der Erhebung über die Teilnahme an Freiwilligentätigkeit herausgefunden, dass 43,8 % der ab einem Alter von 15 Jahren befragten Personen eine Freiwilligentätigkeit ausüben. Es sind 47,1 % der Männer und 40,7 % der Frauen (vgl. Statistik Austria 2008, S. 3). Bei der Freiwilligentätigkeit in Österreich wird wie im Freiwilligenbericht 2009 ersichtlich ist, in verschiedene Bereiche unterteilt. Die einzelnen Bereiche werden wir nun kurz vorstellen, um somit auch einen Überblick über die Vielfalt und vor allem über die große Anzahl und die Verteilung der in Österreich freiwillig tätigen Personen zu geben:

- Katastrophenhilfs- und Rettungsdienste (z.B.: Freiwillige Feuerwehr, Berg-, Wasserrettung, Rotes Kreuz): In diesem Bereich sind mehr als 413.000 Personen tätig, womit sich der Katastrophenhilfs- und Rettungsdienst an die vierte Stelle im Ranking der verschiedenen Freiwilligenbereiche stellt.
- Kunst, Kultur, Unterhaltung und Freizeit (z.B.: Musikkapelle, Theatergruppe): Der Bereich ist im Allgemeinen sehr schwer fassbar, da keine klare Abgrenzung in der

Definition erfolgt. Somit kommt es auch, dass in diesen Bereich rund 517.000 Freiwillige fallen und dieser damit als größter Freiwilligenbereich in Österreich genannt wurde. Dieser Aspekt ist allerdings mit der Vielzahl an Musikkapellen, Chören, Theatergruppen, Geselligkeitsvereinen, Orchestergruppen und vielen mehr nicht unbegründet.

- Umwelt, Natur- und Tierschutz (z.B.: WWF, Greenpeace): Dieser Bereich hat mit 176.000 Personen einen verhältnismäßig geringen Anteil an Freiwilligen. Als Erklärung für diesen Bereich möchten wir lediglich festhalten, dass es dabei einerseits um eine aktive Teilnahme am Natur- und Artenschutz geht und andererseits auch Aufklärungsarbeit im Naturbereich ein Teil dieser Freiwilligentätigkeit ist.
- Kirchlicher, religiöser Bereich (z.B.: Kirchenchor, Pfarrgemeinderat, MinistrantInnen): Der kirchliche Bereich ist mit seinen 429.000 Freiwilligen an dritter Stelle im Ranking der Freiwilligenbereiche platziert.
- Sozial- und Gesundheitsbereich (Hilfsorganisationen zur Betreuung anderer Personen, Pensionistenverband, Leitung von Selbsthilfegruppen): Dieser Bereich ist ebenfalls wieder sehr unklar definiert, da er sich mit anderen Bereichen wie z.B. dem religiösen Bereich teilweise überschneidet. Trotz alldem zählen 228.000 freiwillig tätige Personen zu diesem Bereich. Hier ist noch festzuhalten, dass die Professionalisierung in den letzten Jahren in diesem Bereich (z.B.: Frauenhäuser) sehr stark zugenommen hat.
- Politische Arbeit und Interessensvertretung (z.B.: politische Partei, Berufsverband, Gemeinderat): Im Bereich der politischen Arbeit und Interessensvertretung sind 242.000 Freiwillige tätig. Hierzu zählen Aufgabenbereiche wie z.B.: Funktionen in einer Gemeinde, Entwicklungsorganisationen und auch Gewerkschaftsbund und Industriellenvereinigung.
- Bürgerliche Aktivitäten und Gemeinwesen (z.B.: Ortsentwicklungsverein, BürgerInnen-Initiativen): In jenem Bereich sind im Verhältnis zu den anderen Bereichen mit 146.000 Freiwilligen am wenigsten Personen tätig. Allgemein kann festgehalten werden, dass sich dieser Bereich nicht so sehr mit konkreten Inhalten befasst, sondern sich eher auf den Ort der Beteiligung (Wohnort, Gemeinde, Stadtteil) bezieht. Als Beispiel für diesen Bereich könnte ein Verschönerungsverein, welcher z.B. das Ortsbild einer Gemeinde verbessert, genannt werden.

- Bildung (z.B.: Elternverein, Lernhilfezentrum): Ebenso wie der Bereich der bürgerlichen Aktivitäten und Gemeinwesen, siedelt sich der Bildungsbereich auf den hinteren Plätzen des österreichischen Rankings der Freiwilligenbereiche an. Die 174.000 Beteiligten finden sich in Schulen vor allem in Elternvereinen, Schulforen und auch unter den SchülerInnen selbst wieder. Nicht zu vergessen ist in diesem Bereich auch die Erwachsenen- und Weiterbildung.
- Sport und Bewegung (z.B.: Sportverein, Bewegungsgruppe): An zweiter Stelle der Freiwilligenbereiche steht mit 475.000 Freiwilligen der Bereich Sport und Bewegung. In diesen Bereich fallen sämtliche Vereine, die in irgendeiner Art und Weise die verschiedensten Sportarten anbieten (vgl. More-Hollerweger/Spajcer 2009, S. 36ff.).

### 5.3.1 Motive und Hintergründe für Freiwilligentätigkeit

Eine zentrale Frage, die uns durch unseren Forschungsprozess hindurch begleitet hat, ist die Frage nach den Beweggründen. Welche Motive und Hintergründe gibt es im Leben der Menschen, die in den verschiedensten Bereichen freiwillig tätig sind? Nach Heimgartner (2004) gibt es zahlreiche genannte Motive, die von unterschiedlichen AutorInnen aufgezählt werden. Diese genannten Beweggründe können in vier größere Gruppen unterteilt werden:

„Als individuelle Beweggründe werden Sinn, Erprobung und Weiterentwicklung eigener Fähigkeiten, Ausgleich zu Entfremdung, Wunsch nach bezahlter Arbeit und Überlebensstrategie aufgegriffen.

Als soziale Beweggründe werden Altruismus, Einsamkeit und Geselligkeit, Gebrauchtwerten, Erwerb von sozialem Status und Wiedergutmachung zusammengestellt.

Als gesellschaftliche Beweggründe sind Unzufriedenheit mit organisierten Versorgungsleistungen, Basisorientierung, bürgerliches Schichtbewusstsein und Erwartungen von gleicher Dienstleistung bei Bedarf zu nennen.

Als religiöse Beweggründe verbleiben christliche Nächstenliebe und gottgefälliges Werk“ (Heimgartner 2004, S. 31).

Statistik Austria ist in der Erhebung zu Struktur und Volumen der Freiwilligenarbeit in Österreich ebenfalls auf die möglichen Motive für eine freiwillige Tätigkeit eingegangen. In

der Erhebung wurden mehrere Antworten gleichzeitig beurteilt, mit der Begründung, dass nicht immer nur ein Aspekt ausschlaggebend für die Übernahme einer freiwilligen Tätigkeit sein muss. Zur Bewertung wurden folgende Motive gewählt:

„Möchte etwas Nützliches für das Gemeinwohl beitragen“, „Erweitert meine Lebenserfahrung“, „Bringt mir gesellschaftliche Anerkennung“, „Hilft mir, aktiv zu bleiben“, „Bietet mir die Möglichkeit, meine Erfahrungen zu teilen“, „Gibt mir die Möglichkeit dazuzulernen“, „Arbeite ehrenamtlich, weil ich möchte, dass auch mir geholfen wird, wenn ich Hilfe benötige“, „Möchte mich für eine wichtige Sache engagieren“, „Macht mir Spaß“, „Möchte damit anderen helfen“, „Trefte Menschen und gewinne Freunde“, „Kann meine Fähigkeiten und Kenntnisse einbringen“, „Hoffe dass mir die Tätigkeit hilft, einen bezahlten Job zu finden“, „Hilft mir für meinen Beruf“. Bei der Auswertung wurde ersichtlich, dass der Spaßfaktor die höchste Priorität hat. Die beiden letzten Motive bezüglich der Berufe liegen im Gegensatz zum Spaßfaktor ganz hinten und wurden zu einem Großteil als nicht zutreffend beantwortet (vgl. Statistik Austria 2008, S. 113).

Des Weiteren wurden bei der Erhebung der Statistik Austria 2008 auch Faktoren abgefragt, welche gegen eine Übernahme einer freiwilligen Tätigkeit sprechen. Diese lauteten wie folgt:

„Bin durch familiäre Aufgaben ausgefüllt“, „Bin niemals gefragt oder gebeten worden“, „Habe nie darüber nachgedacht“, „Lässt sich mit meinem Beruf zeitlich nicht vereinbaren“, „Habe schlechte Erfahrungen gemacht“, „Habe das Gefühl, dass ich keinen nützlichen Beitrag leisten kann“, „Kann mir das nicht leisten, da es für mich mit zu hohen Kosten verbunden ist“, „Fühle mich durch Krankheit oder Behinderung nicht in der Lage“, „Das ist nichts für meine Altersgruppe“, „Es gibt in meiner Nähe keine für mich attraktiven Möglichkeiten, ehrenamtlich zu arbeiten“. Bei diesen Auswahlmöglichkeiten beziehen sich viele auf die Aussage, dass sie durch familiäre Aufgaben ausgefüllt sind und auch darauf, dass keiner gefragt oder gebeten hat (vgl. Statistik Austria 2008, S. 114.).

Wie anhand der oben angegebenen Möglichkeiten sichtbar wird, ist die Auswahl an Kriterien die für oder gegen eine Übernahme einer freiwilligen Tätigkeit stimmen, sehr groß und nicht eindeutig definierbar. Daher kann daraus abgeleitet werden, dass die Gründe für freiwilliges Engagement individuell abhängig sind und nicht einzelne Aspekte verallgemeinert werden können. Festgehalten werden kann, dass eine freiwillige oder ehrenamtliche Tätigkeit, wie auch die Obfrau des Vereins Usseri im Interview gesagt hat, mit

Geben zu tun hat. „... das ist wirklich so ein Stück Ehrenamt, und wirklich so ein Stück, gut, ich geb da was her“ (Interview 1 2011, S. 6 Absatz 2).

### 5.3.2 Freiwilligenjahr 2011

Um auch den Gedanken des ‚Gebens‘ noch festzuhalten, möchten wir im Folgenden noch auf das Freiwilligenjahr 2011 eingehen. Die EU erwartet durch das Freiwilligenjahr, dass sich noch mehr Menschen an der Freiwilligentätigkeit beteiligen. Dazu wird im Jahr der Freiwilligentätigkeit den Ländern Unterstützung bei der Herstellung folgender Ziele geboten:

*Günstigere Rahmenbedingungen für Freiwilligentätigkeiten in der EU:* Freiwilligentätigkeit soll als Bereich gesehen werden, durch welchen sich das Engagement zu helfen unter den Menschen verbessert. Des Weiteren sollen eventuell auftretende rechtliche und administrative Hindernisse aus dem Weg geräumt werden.

*Die OrganisatorInnen der freiwilligen Tätigkeit sollen gestärkt werden, damit auch die Qualität der Angebote steigt:* Hierbei geht es neben einer Erleichterung der OrganisatorInnen durch Unterstützung auch um eine Vernetzung untereinander.

*Freiwilligentätigkeiten sollen anerkannt werden:* Die freiwillige Tätigkeit soll aufgrund der in der Ausübung erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen anerkannt werden.

*Wahrnehmen von Wert und Bedeutung der Freiwilligentätigkeiten:* Die Öffentlichkeit soll für die Bedeutung der Freiwilligentätigkeit sensibilisiert werden (vgl. BMASK 2011, o.S.).

Österreich kann sich glücklich schätzen. Gemeinsam mit den Niederlanden, Schweden und dem Vereinigten Königreich liegt Österreich ganz vorne im Ranking der Freiwilligentätigkeit. Der Anteil an ehrenamtlich Tätigen ist in Österreich sehr hoch. Um dies besser verdeutlichen zu können, ist folgender Vergleich interessant: Durchschnittlich sind 23 Prozent der EuropäerInnen ab dem 15. Lebensjahr ehrenamtlich tätig. In Österreich sind es 43,8 Prozent (vgl. Freiwilligenweb 2011, o.S.).

Das Freiwilligenjahr 2011 und auch die oben erwähnten verschiedenen Freiwilligenbereiche lassen erkennen, dass in jedem Bereich vor allem die Vereine eine grundlegenden Rolle spielen. Des Weiteren ist auch der Verein Usseri e.V. wie schon am Namen erkenn-

bar ist, auf einer Vereinsbasis aufgebaut. Im Folgenden möchten wir daher auf die grundlegenden Aspekte der Vereinsgründung eingehen.

#### 5.4 Aufbau eines Vereins

„Die österreichische Verfassung garantiert allen Menschen die Freiheit, sich mit anderen zusammenzuschließen, einen Verein zu gründen und einem Verein anzugehören. Diese Vereinsfreiheit ist für unsere Demokratie von herausragender Bedeutung. Vereine sind aus unserer Gesellschaft nicht mehr wegzudenken. Sie wirken in mannigfacher Weise an der Gestaltung unseres Lebens mit. In Freizeit, Sport und Beruf, im sozialen Bereich und im Bildungswesen, in Wissenschaft, Religion, Kultur, Wirtschaft und Politik begegnen wir einer enormen Vielzahl und Vielfalt von Vereinen“ (BM.I Vereinswesen Grundsätzliches 2011, o.S.). Dies konnte auch in den oben aufgelisteten Freiwilligenbereichen der Statistik Austria (2008) gut erkannt werden. Besonders die Vielfalt und die große Breite an Vereinen in Österreich wurden dadurch sichtbar gemacht. Des Weiteren können die Vereine im Zentralen Vereinsregister genauer betrachtet werden.

Vereine jeglicher Art müssen sich wie jede Organisation in einem gesetzlichen Rahmen bewegen. Jegliche Beschlüsse werden in den Statuten der einzelnen Vereine festgehalten. Des Weiteren fallen Vereine unter einen verfassungsrechtlichen Schutz. Die Gründung eines Vereins ist grundsätzlich sehr empfehlenswert, ist jedoch auch mit einem gewissen Aufwand verbunden (vgl. BM.I Vereinswesen Gründung 2011, o.S.). Vereinsmitglieder verfolgen gemeinsame Interessen, Hobbys oder haben gemeinsame Motive und Hintergründe für die Verfolgung eines gemeinsamen Ziels. In den Vereinen entsteht durch die enge Zusammenarbeit eine gewisse Gemeinschaft. Dies sind alles Punkte, die die Struktur eines Vereins prägen.

Stefan Hansen beschreibt in seinem Buch „Lernen durch freiwilliges Engagement – Eine empirische Studie zu Lernprozessen in Vereinen“ (2008) unterschiedliche Strukturen, die die Organisation eines Vereins aufweisen sollte. Dazu zählen „... die Freiwilligkeit der Mitgliedschaft, die Abhängigkeit vom freiwilligen Engagement der Mitglieder, die Übereinstimmung von Organisations- und Mitgliederinteressen, demokratische Entscheidungsstrukturen sowie die Autonomie von Dritten“ (Hansen 2008, S. 27). Hier ist gut ersichtlich, wie abhängig ein Verein von seinen Mitgliedern ist und wie wichtig es ist, diese Mitglieder

bei guter Laune zu halten. Es ist also notwendig, die Mitglieder zu motivieren, um deren ehrenamtliche Tätigkeit im Verein aufrechtzuerhalten.

#### 5.4.1 Ehrenamtlichkeit in einem Verein

Wie oben bereits erwähnt, ist die Aufrechterhaltung eines Vereins von der ehrenamtlichen Tätigkeit seiner Mitglieder abhängig. Dafür muss einiges getan werden. Die MitarbeiterInnen müssen bei Laune gehalten werden. Dabei kann es auch immer wieder Probleme bei der Einbindung der MitarbeiterInnen geben. Hier gibt es nach Horch (1992) verschiedene Themenbereiche bzw. Fragen, die im Mittelpunkt stehen: Interaktionsverfestigung, Personalisierung, informelle Kontrolle und Selbstbestimmung. Bei der Interaktionsverfestigung geht es darum, in welchem Ausmaß das Verhalten der einzelnen MitarbeiterInnen gesteuert wird. In Vereinen kann davon ausgegangen werden, dass aufgrund des grundsätzlich bestehenden Interesses der Mitglieder auch mehr Bereitschaft für die Übernahme gewisser Aufgaben vorhanden ist. Daher sind auch weniger Vorgaben für die Steuerung der Mitglieder notwendig. Personalisierung meint, wie die Aufteilung der Arbeit sich in der Steuerung des aufgabenspezifischen Verhaltens zeigt. In Vereinen gibt es zwar die klassischen Rollenverteilungen, jedoch kaum festgehaltene Aufgaben und Regeln zu den Rollen. Rechte und Pflichten sind nicht genau abgesteckt und somit einer teilweise selbstständigen Definition unterlegen. Die informelle Kontrolle geht auf die Art und Weise ein, wie die soziale Kontrolle in Vereinen erfolgt. Vereine haben auch kaum Möglichkeiten, ein nicht passendes Verhalten eines Mitglieds zu sanktionieren. Ein Fehlverhalten wird in Vereinen eher durch Formen von sozialer Isolierung wahrgenommen. Als letzten Punkt ist die Selbstbestimmung als Frage nach der Koordination von arbeitsteiligen Aufgaben zu verstehen. Die drei oben angeführten Punkte lassen darauf schließen, dass somit auch keine klare Arbeitsverteilung entstehen kann. Die Aufgaben werden unter den Mitgliedern in informellen Sitzungen verteilt (vgl. Horch 1992, S. 46ff. Zit. n. Hansen 2008, S. 22f.).

Diese hier angeführten Aspekte sind wesentliche Bestandteile bezüglich der ehrenamtlichen Tätigkeit in Vereinen. Die Mitgliedschaft in einem Verein kostet den Mitgliedern Zeit und manchmal auch Geld. So ist es auch bei dem Verein Usseri e.V. Im folgenden Kapitel

möchten wir speziell auf diesen Verein näher eingehen, da dieser mit seiner Vermittlung von Schulgeldpatenschaften im Mittelpunkt unseres Projekts stand.

## 6. Verein Usseri

Der Verein Usseri wurde Ende 2010 gegründet. Er befindet sich in Graz und trägt den genauen Namen ‚USSERI Entwicklungsförderung in Afrika e.V.'. Zweck des Vereins ist die Förderung von Bildung bei Kindern und Jugendlichen. Damit soll eine bestmögliche Zukunft der Kinder und Jugendlichen erreicht werden. Der Verein Usseri hat sein Augenmerk daher auf die Übernahme von Schulgeld-Patenschaften gelegt. Des Weiteren wurde die Region ‚Usseri‘ in Tansania als Projekt-Ort ausgewählt. Die Region Usseri ist eine Dürrezone am Fuße des Kilimanjaro in Tansania, die aufgrund des Klimawandels in ihrem Anbau von Mais und Kaffee stark eingeschränkt sind. Als einziger möglicher Ausblick für die Zukunft wird die Förderung einer guten Ausbildung der Kinder und Jugendlichen gesehen. Daher hat sich der Verein dazu entschieden, die Kinder und Jugendlichen mit Hilfe von Schulgeld-Patenschaften zu unterstützen. Die Schulgeld-Patenschaften sind je nach Schulart unterschiedlich gestaffelt. Für die Volksschule (Primary School) beträgt die Patenschaft 45 Euro, für die Hauptschule (Secondary School) 150 Euro. In diesen Patenschaften sind zwei Schuluniformen, Verpflegung in der Schule, Schulmaterialien wie Hefte und Bücher und das Schulgeld enthalten (vgl. Homepage Usseri FAQs o.J., S. 1f.).

Der Verein selbst ist ein ehrenamtlicher Verein, dem die Obfrau Ursula Keutmann-Plessas vorsitzt. Neben Frau Keutmann-Plessas fungieren fünf weitere Mitglieder als Ehrenamtliche im Verein. Diese insgesamt sechs Personen im Vorstand gliedern sich in folgende Positionen: Obfrau, Obfrau-Stellvertreter, SchriftführerIn und deren StellvertreterIn, KassierIn und deren StellvertreterIn. Die finanziellen Mittel, die für den Verein verwendet werden müssen, werden durch private Beteiligungen oder Spenden aufgebracht. Generell wird sehr darauf geachtet, die Verwaltungskosten so gering wie nur möglich zu halten. Von den Schulgeld-Patenschaften wird kein Cent des Geldes für den Verwaltungsaufwand verwendet, sondern der gesamte Betrag wird nach Tansania an die Patenkinder übergeben. Der Verein finanziert sich lediglich über die Mitgliedsbeiträge, Spenden und Erlöse, die vom Verein bei organisierten Veranstaltungen eingenommen werden (vgl. Homepage Usseri Statuten 2010, S. 1ff.).

## 6.1 Zusammenarbeit vor Ort in Tansania

Der Verein Usseri hat vor Ort in Tansania Kooperationspartner bzw. diverse Personen, welche nicht nur das gespendete Geld zu den Familien bringen, sondern auch jene Kinder und Jugendliche auswählen, die die nächsten Patenschaften erhalten. In der Dürreregion Usseri gibt es eine Frau namens Judith, die einen kleinen Nähshop betreibt, welcher eine Art Anlaufstelle für alle dort lebenden Menschen ist. Daher weiß sie auch über alles und jede/n Bescheid. Sie ist über jede Familiensituation, jegliche Probleme in der Familie und auch Probleme in der Wohnsituation informiert. Somit kann sie auch am besten entscheiden, welche Kinder und Jugendlichen aktuell am bedürftigsten sind. Die Menschen, die dort wohnen, wissen, dass Judith eine Ansprechperson ist, wenn jemand in großer Not ist (vgl. Interview 1 2011, S. 8 Absatz 1).

Als weitere Partner kommen noch zwei Priester hinzu. Diese beiden sind ebenfalls eine wichtige Drehscheibe in diesem Projekt. Father Maningi, welcher der Leiter des KTTC – Karanga Technical Training Center ist und welcher uns die Unterkunft während unseres Aufenthaltes zur Verfügung stellte, war ein Mitbegründer der Idee des Projekts. Er hat das Projekt dann allerdings zur Hauptaufgabe von Father Gebra gemacht, da dieser selbst aus der Region Usseri stammt und somit einen besseren Überblick und auch Einblick in die Region hat. Die Gelder der Patenschaften werden von Father Gebra und Judith an die Familien ausgegeben. Dieses eigens gegründete Komitee in Tansania bietet mehr Transparenz im Projekt. Die ProjektpartnerInnen sind dem Verein persönlich bekannt und sind daher auch zuverlässige PartnerInnen. Der Verein hat Einblick in die Kontoführung und erhält jegliche Informationen über die Kinder, deren aktuelle Lebenssituation, deren Familien und auch über deren schulischen Verlauf (vgl. Verein Usseri 2011, S. 2).

## 6.2 Qualitätsdimensionen des Vereins Usseri e.V.

Wie bereits im Teil der Entwicklungszusammenarbeit sehr klar definiert wurde, gibt es gewisse Qualitätsdimensionen, die sich unserer Meinung nach im Verein widerspiegeln sollten. In diesem Teil möchten wir noch einmal kurz auf einzelne Dimensionen eingehen und festhalten, wie sich diese im Verein Usseri e.V. darstellen.

Die Dimension *Respekt* zeigt sich, wie im Kapitel Entwicklungszusammenarbeit schon festgehalten wurde, durch den Begriff Ethik. Die Obfrau betonte, dass ein respektvoller Umgang und eine gewisse Achtung und wertschätzende Haltung gegenüber einer fremden Kultur selbstverständlich sein muss (vgl. Interview 1 2011, S. 6 Absatz 1).

Als weiteres wichtiges Kriterium möchten wir die *Partizipation* erwähnen. Diese Dimension zeigt sich im Projekt Usseri durch die Zusammenarbeit mit einem Komitee vor Ort. Die Menschen werden somit auch vor Ort miteinbezogen. Die KooperationspartnerInnen geben die Informationen an den Verein weiter. Dadurch ist festzustellen, welche Schritte als nächstes eingeleitet werden müssen, um die bestmögliche Hilfe bieten zu können (vgl. Interview 1 2011, S. 7 Absatz 2).

Als weitere wichtige Merkmale gelten die *Transparenz* und natürlich auch die Nachhaltigkeit des Projekts. Durch die Übergabe eines Datenblattes von den Patenkindern an die PatInnen ist die größtmögliche Transparenz gegeben. Die Nachhaltigkeit im Projekt wird dadurch gekennzeichnet, dass ein Ziel der Hilfe natürlich die Hilfe zur Selbsthilfe ist. Den Menschen soll geholfen werden, gewisse Fähigkeiten selbst zu erwerben (vgl. Interview 1 2011, S. 3 Absatz 1).

Die Qualitätskriterien, die der Verein Usseri e.V. aufweist, sprechen für sich. Bei unserer Reise und den in der Forschungszeit geführten Gesprächen mit verschiedensten Personen konnten wir nichts Gegenteiliges feststellen. Die PartnerInnen vor Ort als Teil der Partizipation, die Schulgeld-Patenschaften als Hilfe zur Selbsthilfe und somit Nachhaltigkeit, die Datenblätter der Kinder und Jugendlichen für die maximale Transparenz und der respektvolle Umgang mit der afrikanischen Kultur sind gegeben.

### 6.3 Übernahme einer Patenschaft

Wie oben bereits erwähnt kann zwischen zwei verschiedenen Schulgeld-Patenschaften gewählt werden. Einerseits gibt es eine Patenschaft für die Primary School. Diese Patenschaft beträgt 45 Euro pro Schuljahr. Die andere Patenschaft für die Secondary School beträgt 150 Euro pro Schuljahr. Um eine Patenschaft übernehmen zu können, gibt es im Internet auf der Homepage des Vereins unter <http://usseri.org/> ein Formular zum Ausfüllen. Auf diesem Formular können dann die jeweilige Patenschaft und, wenn der Wunsch besteht, auch das Geschlecht des Patenkindes ausgewählt werden. Des Weiteren kann

der Betrag jährlich selbst einbezahlt werden oder dem Verein Usseri wird eine Einzugsermächtigung erteilt. Bei einer Übernahme einer Patenschaft ist kein zeitlich verpflichtender Rahmen gegeben. Es gibt keine vertragliche Bindung. Die Patenschaften werden immer nur für ein Jahr übernommen. Danach kann immer aufs Neue entschieden werden, ob die Patenschaft weiterhin übernommen wird. Es ist allerdings für die Kinder und Jugendlichen von Vorteil, wenn sie bis zum Ende ihrer schulischen Karriere begleitet werden (vgl. Homepage Usseri FAQs o.J., S. 1f.). Wenn der Verein einen ausgefüllten Patenschaftsantrag erhält, bekommen die neuen PatInnen ein Dankschreiben, ein Datenblatt des Kindes mit verschiedensten Informationen. Diese Informationen beinhalten Namen, Geburtsdatum, Wohnort, Schule und Ort der Schule, Name der Eltern oder im gegebenen Fall den Namen der betreuenden Personen. Die PatInnen erhalten auch ein Foto des Kindes, um somit die Anonymität möglichst gering zu halten. Die Kontaktdaten erhält der Verein durch die tansanischen ProjektpartnerInnen (vgl. Verein Usseri 2011, S. 2). Dem Kontakt zum Patenkind und auch einem persönlichen Besuch in Tansania steht nichts im Wege. Einzig und allein die Reise eines der Kinder nach Europa wird nicht unterstützt. Grund dafür ist, dass sie aus ihrem gewohnten Umfeld gerissen werden und in einer absolut anderen Welt ankommen. Daher sollte eher die Überlegung einer Reise nach Tansania ins Auge gefasst werden (vgl. Homepage Verein FAQs o.J., S. 3).

# ***Empirie***

## **7. Methodisches Vorgehen**

Wir haben eine Kombination verschiedener methodischer Ansätze gewählt, um ein möglichst umfassendes Bild der Entwicklungszusammenarbeit zu bekommen. Den ersten methodischen Ansatz bieten die problemzentrierten ExpertInneninterviews, welche speziell auf den Aufbau des Vereins Usseri gerichtet waren beziehungsweise die Ehrenamtlichkeit und die Situation vor Ort fokussierten. Hier wurde die Obfrau Ursula Keutmann-Plessas des Vereins Usseri über die Entwicklung des Vereins befragt. Ebenso wurden die PädagogInnen vor Ort interviewt, um etwas über die Situation in Afrika selbst und das afrikanische Schulsystem herauszufinden. Diese Interviews wurden in Englisch geführt und anschließend von uns in die deutsche Sprache übersetzt, um allen LeserInnen unserer Arbeit die Möglichkeit zu bieten, die Arbeit ganzheitlich und ohne etwaige sprachliche Barrieren zugänglich zu machen. In Graz führten wir auch noch ein weiteres Interview mit einer Patin durch, um etwas über die Gründe für die Übernahme einer Patenschaft zu erfahren. Ein weiterer methodischer Ansatz, den wir herangezogen haben, ist das Forschungstagebuch. Hierbei war es uns wichtig, unsere eigenen Gefühle und Vorgehensweisen niederzuschreiben, um etwas über die Rolle der ForscherInnen preisgeben zu können. Den dritten und letzten methodischen Ansatz bildete die teilnehmende Beobachtung. Mit Hilfe der teilnehmenden Beobachtung wurde das gegenwärtige Verhalten der afrikanischen Kinder in den Schulklassen, Kindergärten und Waisenhäusern über eine Woche lang erfasst. Als Hilfsmittel wurden hierbei von uns konzipierte Beobachtungsbögen verwendet. Mit diesem Methodenmix konnten genaue Beobachtungen und Aussagen über das Leben in Afrika, das afrikanische Schulsystem und die Arbeit des Vereins Usseri gemacht und umfassend beschrieben werden. Die Verwendung von mehreren Methoden führte uns dazu, uns an die Ethnographie anzulehnen. Im folgenden Abschnitt werden wir kurz auf unsere verwendeten Methoden eingehen, da es uns wichtig ist, den LeserInnen einen besseren Einblick und einen klareren Zugang zu unserer Forschung zu geben. Aufgrund dieser kurzen Beschreibungen können wir ein Grundwissen vermitteln, Missverständnissen vorbeugen und Erklärungen liefern, um ein besseres Verständnis zu ermöglichen. Es

gibt viel Literatur zu den Methoden der ExpertInneninterviews und der teilnehmenden Beobachtung, wir haben uns jedoch entschieden, die ältere Literatur von Lamnek und Mayring zu wählen, da diese beiden immer wieder in den neueren Büchern zitiert werden und es ein Anliegen von uns war, die Originalliteratur zu verwenden.

### 7.1 Das problemzentrierte ExpertInneninterview

Die problemzentrierten ExpertInneninterviews wurden mit Hilfe eines Interview-Leitfadens, den wir erstellt haben, durchgeführt. Das problemzentrierte Interview ist eine offen halbstrukturierte Befragung, da ein Leitfaden für das Interview zulässig ist. Die Fragen werden sehr offen gestellt, um Raum und Zeit für die Beantwortung zu lassen. Den Ausgangspunkt für das problemzentrierte Interview bildet eine gesellschaftliche Problemstellung, die im Vorhinein von ForscherInnen untersucht und analysiert wurde. Das heißt, die ForscherInnen gehen zwar mit einem theoretischen Konzept ins Feld, wobei aber die Dominanz der Konzeptgenerierung durch die Befragten erhalten bleibt. Das theoretische Konzept der ForscherInnen wird laufend durch das Interview modifiziert, also auch geprüft. Deduktion (theoretisch) und Induktion (empirisch) gehen daher Hand in Hand. Den Anwendungsbereich des problemzentrierten Interviews kann man folgendermaßen beschreiben:

- überall dort, wo schon einiges über den Gegenstand bekannt ist
- überall dort, wo spezifische Fragestellungen im Vordergrund stehen
- bei Forschungen mit größeren Stichproben (vgl. Mayring 1990, S. 46f./vgl. Lamnek 2005, S. 368).

Die Interviewsituation des problemzentrierten Interviews lässt sich in vier beziehungsweise fünf Phasen einteilen:

#### *1. Phase: Einleitung*

Der Problembereich, daher das Thema des Interviews, wird festgelegt.

#### *2. Phase: „Allgemeine Sondierung“*

Ganz allgemein gehaltene Einstiegsfragen in eine Thematik werden gestellt. Hier wird die subjektive Bedeutung und Relevanz erfragt. Mittels Erzählbeispielen sollen die Befragten zur Erzählung angeregt werden.

### 3. Phase: „Spezifische Sondierung“

Themenaspekte, die als wesentliche Fragestellungen im Interviewleitfaden festgehalten sind, werden aufgegriffen. In dieser Phase versucht der/die InterviewerIn die Äußerungen und Darstellungen der Befragten nachzuvollziehen. Dabei gibt es drei verschiedene Möglichkeiten der Verständnisgenerierung:

- **Zurückspiegelung:** Das heißt, dass der/die InterviewerIn mit seinen/ihren eigenen Worten den Befragten ein Interpretationsangebot ihrer Äußerungen unterbreitet.
- **Verständnisfragen stellen:** Dient dazu, widersprüchliche Antworten oder ausweichende Äußerungen zu thematisieren, um zu einer gültigen Interpretation zu kommen.
- **Konfrontation:** Besteht darin, die Befragten mit eventuell aufgetretenen Widersprüchen und Unklarheiten zu konfrontieren. Dabei ist zu beachten, dass sehr vorsichtig damit umgegangen wird, um das Interviewklima nicht zu verderben.

### 4. Phase: Ad-hoc-Fragen

Hier kann der/die InterviewerIn direkt Fragen zu Themenbereichen stellen, die die Befragten bislang noch nicht von sich aus genannt hatten.

Eine *Phase 0* könnte den vier Phasen vorgeschaltet werden. Zu Beginn des Interviews kann den Befragten noch ein standardisierter Kurzfragebogen vorgelegt werden, welcher die Informationen, die für die weitere Interpretation der Informationen so etwas wie einen sozialen Background abgeben, erfasst (vgl. Mayring 1990, S. 47f./vgl. Lamnek 2005, S. 365f.).

## 7.2 Teilnehmende Beobachtung

In der teilnehmenden Beobachtung soll, mittels Beobachtungsbögen, der afrikanische Schulalltag erfasst werden. Die Beobachtung als Methode der Sozialwissenschaft hat als Gegenstand das soziale Handeln. Soziales, individuelles oder kollektives Verhalten tritt immer in Verbindung mit gesellschaftlich definierten Situationen auf. Der Ablauf ist durch die Situation selbst, durch die Subjekte und deren Intention bestimmt. Beobachtung richtet sich immer auf ein Verhalten, dem sowohl eine objektive soziale Bedeutung, wie ein subjektiver Sinn zukommt (vgl. Lamnek 1995, S. 241).

Folgende Charakteristika geben einen Überblick über die Methode der teilnehmenden Beobachtung:

- Die teilnehmende Beobachtung ist eine grundlegende sozialwissenschaftliche Methode.
- In ihrer Anwendung ist sie oft mit anderen Methoden, wie etwa Befragung und Inhaltsanalyse verschränkt.
- Wird in der natürlichen Lebenswelt der Beobachteten eingesetzt.
- Bei teilnehmender Beobachtung nehmen die SozialforscherInnen als BeobachterInnen am Alltagsleben der sie interessierenden Personen/Gruppen teil.
- Wird vornehmlich dort praktiziert, wo es um ansonsten schwer zugängliche soziale Felder geht und/oder relatives Neuland betreten wird.
- Die (teilnehmende) Beobachtung soll es ermöglichen, wissenschaftlich abgesicherte fremde (Sub)Kulturen zu verstehen. Das Fremdverstehen ist Voraussetzung und Methode der Beobachtung (vgl. Lamnek 2005, S. 550).

Wie schon gesagt, nimmt der/die SozialforscherIn am Alltagsleben der sie/ihn interessierenden Personen und Gruppen teil und versucht durch Beobachtung, Interaktionen und Wertvorstellungen zu erkennen und zu dokumentieren. Wichtig dabei ist, dass Sinn- und Bedeutungszusammenhänge des zu beobachtenden Systems beachtet werden, denn es besteht dabei die Gefahr, dass die BeobachterInnen ihr eigenes Sinnverständnis anwenden und es den Beobachteten überstülpen (vgl. Lamnek 1995, S. 240).

### 7.3 Ethnographie

Laut Helmut Kromrey (2009) handelt es sich bei Ethnographie und Feldforschung um „... länger andauernde oder über einen längeren Zeitraum wiederholt durchgeführte Aufenthalte in dem für die Untersuchung relevanten Feld“ (Kromrey 2009, S. 389).

Nach Werner Thole und Peter Cloos (2006) hat die Ethnographie ihr mystisch-verklärtes Ansehen in den letzten Jahren verloren. Sie gehört seither als angesehene Methode in den Bestand der Forschung (vgl. Cloos/Thole 2006, S. 9). Auch Christian Lüders (2000) schreibt davon, dass die ethnographische Forschung in den letzten Jahren stärker geworden ist. Es gibt immer mehr Forschungen und Studien, die sich methodisch an die Ethnographie anlehnen. Er bezeichnet Ethnographie als Beschreibung von Ethnien und Lebens-

weisen. Er betont jedoch, dass die heutigen sozialwissenschaftlichen Ethnographien auch stärker die eigene Kultur in den Mittelpunkt rücken, als die fremde Kultur. Lüders meint, dass die Ethnographie der eigenen Kultur, durch die mediale Verbreitung von anderen fremden Kulturen, immer mehr in den Mittelpunkt rückt und somit zur gesellschaftlichen Selbstbeobachtung wird. Die Ethnographie basiert heute auf einem großen Angebot an Themenbereichen, die sich mit der Untersuchung der TeilnehmerInnenperspektiven, deren Wissensbeständen, Handlungen und Auseinandersetzungen beschäftigen (vgl. Lüders 2000, S. 389f.).

Hervorheben möchten wir, dass das Kernstück der Ethnographie die Feldforschung ist. Die Feldforschung beabsichtigt, den Alltag zu beobachten. Hierbei ist es vor allem wichtig, dass möglichst wenig verändert oder eingegriffen wird. Durch das Eintauchen der EthnologInnen in ein Forschungsfeld, haben sie die Möglichkeit und auch den Vorteil, das Feld nahe am Geschehen zu erforschen. Somit ist eine ganzheitliche Erfassung möglich. Des Weiteren kann dadurch Alltagsnähe und eine große Flexibilität im Feld gewährt werden (vgl. Thole 2010, S. 29f.).

Nach Lüders (2000) gibt es drei wesentliche Kernstücke der Ethnographie: die längere Teilnahme, Ethnographie als flexible Forschungsstrategie und ethnographisches Schreiben.

Die ‚längere Teilnahme‘ gilt als eine gewisse Selbstverständlichkeit, die unter den EthnologInnen herrscht. Damit ist gemeint, dass eine längere Teilnahme im Feld unabdingbar ist und durch keinerlei andere Methoden wie Interview oder Diskussionen ersetzt werden kann. Hierbei gilt es vor allem, dass sich die EthnologInnen der dortigen gesellschaftlichen Ordnung anpassen und fügen. Um sich überhaupt an die gesellschaftliche Ordnung anpassen zu können, sind ein Zugang zum Feld und auch eine vom Feld akzeptierte Rolle notwendig. Wurde man dann im Feld akzeptiert und aufgenommen, kommt es zu einer Positionierung. Diese kann je nach Vorhaben unterschiedlich ausfallen. Die Bandbreite reicht von der offenen Beobachtung bis hin zur tarnenden Position innerhalb eines Feldes. Ein wesentlicher Punkt, unabhängig von der jeweiligen Positionierung, ist die Klarheit über Nähe und Distanz. Distanz ist notwendig, um einen neutralen Blick für das Feld zu bekommen. Gleichzeitig ist allerdings die Nähe in Form von Beziehungsaufbau mit den Menschen vor Ort von großer Bedeutung, um einen möglichst tiefen Einblick gewährt zu bekommen. Hier ist es wichtig, eine gute Balance zu finden (vgl. Lüders 2000, S. 391f.).

Dieses Kernstück der Ethnographie zeigte sich in unserer Forschung durch die Reise nach Tansania, den Besuch von Schulen, Kindergärten und Waisenhäusern vor Ort, den Besuch von Familien, welche Schulgeldpatenschaften erhalten und das tägliche Auseinandersetzen mit einer fremden Kultur im Alltag. In allen Bereichen war es notwendig, sich den dortigen Strukturen im Feld unterzuordnen. Die Anpassung fiel nicht schwer, da wir herzlich aufgenommen wurden und uns alle Wege offen gehalten wurden. Die Thematik ‚Nähe und Distanz‘ konnten wir gut umsetzen. Die Nähe wurde uns in allen Bereichen gewährt und wir bekamen daher einen tiefen Einblick in das Leben der Menschen in Tansania. Die Distanz konnte trotz allen Eindrücken gut bewahrt werden. Unsere Positionierung im Feld war klar definiert. Wir wurden als neutrale Forscherinnen akzeptiert und aufgenommen.

Als zweiten wichtigen Aspekt der Ethnographie verweist Lüders auf die ‚flexible Forschungsstrategie‘. Hierbei geht es darum, dass die EthnographInnen in der Lage sein müssen, sich mit ihren gewählten Methoden an die gegebenen Situationen anzupassen. Für die ethnographische Forschung ist ein Wechsel der Methoden und auch der Anwendung der Methoden kennzeichnend. Wie die Worte ‚flexible Forschungsstrategie‘ schon beinhalten, ist die ethnographische Forschung nicht planbar, flexibel, situativ, zufällig und individuell (vgl. Lüders 2000, S. 393ff.). In unserer Forschung vor Ort wurde ebenso eine sehr hohe Flexibilität von uns gefordert. Oft ergaben sich kurzfristig interessante Gespräche, welche nicht geplant waren. Wir wurden immer wieder aufs Neue überrascht. Der Aufenthalt in Tansania forderte von uns kurzfristige Änderungen und hat sich von Tag zu Tag eher zufällig gestaltet. Unsere Pläne wurden des Öfteren geändert und durch andere kurzfristig geplante Herausforderungen ersetzt. Dies erforderte eine sehr hohe terminliche und methodische Flexibilität und somit auch ein sehr hohes Anpassungsvermögen.

Als drittes und letztes wichtiges Kernstück bezeichnet Lüders ‚Ethnographisches Schreiben und Protokollieren‘. Kennzeichnend für das Niederschreiben und Festhalten in der ethnographischen Forschung ist die Protokollierung im Nachhinein. Durch die aktive Teilnahme im Feld werden die Protokolle und Niederschriften anhand der Erinnerung und des Gedächtnisses der EthnographInnen festgehalten. Die Schriftstücke von EthnographInnen sind daher nicht als gängige Protokolle anzusehen, sondern, wie Lüders schreibt, als „Texte von Autoren, die mit den ihnen jeweils zur Verfügung stehenden sprachlichen Mitteln ihre Beobachtungen und Erinnerungen nachträglich sinnhaft verdichten, in Zusammenhänge einordnen und textförmig in nachvollziehbare Protokolle gießen“ (Lüders

2000, S. 396). Dieser Aspekt stellt einen wichtigen Kritikpunkt dar, da besonders im deutschsprachigen Raum der methodisch verankerten Auswertung von Protokollen große Bedeutung geschenkt wird (vgl. Lüders 2000, S. 397). Das dritte Kernstück der Ethnographie spiegelte sich auch in unserer Forschung sehr gut wider. Gerade durch die oben erwähnte hohe Flexibilität in der Ethnographie wurden einige Protokolle und Niederschriften im Nachhinein erstellt. Dies ist allerdings unabdingbar, da besonders durch das ständige aktive Zuhören bei Gesprächen und die aktive Teilnahme am alltäglichen Leben kaum Zeit bleibt, sofort alles niederzuschreiben. Zusätzlich würde in manchen Situationen das Niederschreiben und Protokollieren die Nähe zum Feld beeinflussen, da die Rolle als Forscherin hervorgehoben wird. Diese würde ebenfalls eventuell nicht zu einer Positionierung direkt im Feld beitragen, sondern uns als Forscherinnen ins Abseits stellen und als Distanz wirken. Daher hat es sich sehr bewährt, Informationen im Nachhinein niederzuschreiben und während des Forschungsprozesses mit Stichworten auszukommen.

Gerade aufgrund der erwähnten drei Kernstücke haben wir uns für die Ethnographie als Forschungsmethode entschieden. Diese Methode hat sich sehr bewährt und als absolut passend für unser Vorhaben herausgestellt. Durch den Aufenthalt von zwei Wochen in Tansania, die hohe geforderte Flexibilität im Alltag, die Anpassung und Positionierung im Feld und das Festhalten von Informationen im Nachhinein, ist die Ethnographie als Forschungsmethode in unserer Arbeit unabdingbar.

#### 7.4 Stichprobe

Unsere Stichprobe waren afrikanische Kinder und LehrerInnen verschiedener Schulen, Kindergärten und einem Waisenhaus in unterschiedlichen Altersklassen. Den Zugang zu unserer Stichprobe haben wir durch die Obfrau des Vereins Usseri Ursula Keutmann-Plessas hergestellt. In einem Gespräch mit ihr haben wir unser Vorgehen besprochen und Unterstützung von ihrer Seite bekommen. Sie hat uns die Kontaktdaten der Ansprechpersonen Father Maningi und Father Gebra in Tansania gegeben. Die Kontaktaufnahme gestaltete sich anfangs schwierig, da wir keine Antworten auf unsere E-Mails bekamen. Doch wir blieben hartnäckig und besorgten uns die Telefonnummern. Die Kontaktaufnahme funktionierte auf diesem Weg besser. Durch dieses Gespräch wurden die wichtigs-

ten Anliegen geklärt. Für uns wurden Schulen, Kindergärten und ein Waisenhaus ausgesucht, welche wir besuchen durften. Die Kinder wurden von uns in ihrem Schul- oder Kindergarten tag beobachtet. Dazu haben wir eine Woche lang den Unterricht in verschiedenen Schulen verfolgt. Es war uns möglich, den Unterricht verschiedener LehrerInnen und somit auch verschiedene Fächer zu besuchen. Wie schon erwähnt, führten wir auch ExpertInneninterviews mit der Obfrau des Vereins Usseri, Projektpartnern, LehrerInnen, SchülerInnen und einer PatIn durch. Zudem wurde noch ein Forschungstagebuch geschrieben, um etwas über die Rolle der ForscherInnen preiszugeben und einen besseren Einblick in das Leben der AfrikanerInnen in Tansania geben zu können. Im nächsten Kapitel folgt ein kurzer Theorieteil über das Forschungstagebuch.

## 8. Forschungstagebuch

Wie bereits oben erwähnt haben wir das Forschungstagebuch als eine unserer Methoden gewählt. Im Folgenden möchten wir kurz auf die theoretischen Grundlagen des Forschungstagebuches eingehen. Anschließend folgt das Tagebuch über unsere Reise nach Tansania.

Wissenschaftliches Arbeiten ist gerade in der Sozialen Arbeit immer mit einer Herausforderung beziehungsweise mit einem sozialen Abenteuer verbunden. Das haben wir mit unserer Reise nach Tansania sehr gut bewiesen. In der Forschung heißt es, auf Entdeckungstour zu gehen, Sachen zu erleben, sich damit auseinanderzusetzen, um es danach interpretieren zu können (vgl. Anastasiadis/Bachmann 2006, S. 485). Während unserer Reise wurden wir mit vielen verschiedenen Situationen konfrontiert. Wir mussten Geduld, Mut und Geschick beweisen, um unseren gesteckten Zielen näher zu kommen. In den Schulklassen nahmen wir die Rolle als Forscherin ein und mussten die richtige Mischung zwischen Nähe und Distanz wählen. Um uns in dieser komplexen Situation besser zurechtzufinden, um unsere Gedanken niederzuschreiben und um alles besser verarbeiten zu können, haben wir ein Forschungstagebuch geschrieben. Die Inhalte, die Form und die Dichte eines Tagesbuches können sich die SchreiberInnen selbst aussuchen. Daraus ergibt sich, dass SchreiberInnen ihren persönlichen Stil entwickeln und den Gedanken freier Lauf gelassen wird. Im Forschungstagebuch wird all das niedergeschrieben, was während des Forschungsprozesses passiert. Reaktionen, Emotionen, Beschreibung des Geschehenen, Selbstreflexionen, Gedanken, Ideen, Fragen und Probleme, denen man im Folgenden nachgehen möchte. Eines ist jedoch von großer Bedeutung, je öfter man schreibt und je weniger Zeit zwischen dem Schreiben und dem Erlebten vergeht, desto genauer und besser ist die Erinnerung (vgl. Friebertshäuser 2003, S. 518). Das Forschungstagebuch kann mit der Hand oder mit dem Computer geschrieben werden. Wir haben uns dazu entschieden, jeden Abend unsere Erlebnisse zu reflektieren und dabei gleich mit dem Computer zu schreiben. Wir gliederten unsere Einträge in Tage, um einen roten Faden in unsere Reise zu bringen. Wir haben uns auch dazu entschieden, unser Forschungstagebuch mit Fotos zu belegen, damit man eine bessere Vorstellung von unseren Erlebnissen hat. Das

Forschungstagebuch ist eines der einfachsten und wichtigsten Instrumente zur schriftlichen Aufzeichnung von Ereignissen in der Forschungsphase und wird von uns auch in die Auswertungsphase integriert. Ein wichtiger Punkt im Forschungstagebuch ist die Selbstreflexion. Es ist eine Offenlegung der Untersuchungssituation wie auch die Darstellung der eigenen Befindlichkeit und Rolle im Forschungsprozess. Auf diese Art und Weise können eigene Interessen und Sichtweisen festgehalten werden. Durch das Schreiben eines Forschungstagebuchs wird die eigene Beobachtungsfähigkeit geschult, welche besonders im sozialen Bereich von enormer Bedeutung ist. ForscherInnen erhalten durch ein Forschungstagebuch eine Selbstvergewisserung und eine erhöhte Professionalität, da es ein wichtiges Reflexions- und Kommunikationswerkzeug ist (vgl. Anastasiadis/Bachmann 2006, S. 488ff.). Im Anschluss, wie oben schon erwähnt, geben wir unser Forschungstagebuch preis, um einen kleinen Ausflug in ein fremdes, aufregendes Land zu machen.

### **Vorbereitungen**

Mitte Mai stand es endlich fest, wir Marina und Claudia fliegen für unsere Masterarbeit nach Tansania in Ostafrika um einen genaueren Einblick in die österreichische Entwicklungszusammenarbeit zu bekommen und um in diesem Rahmen auch das tansanische Schulsystem genauer zu erkunden. Wir arbeiten mit dem Verein Usseri zusammen, der sich um Schulgeld-Patenschaften bemüht. In unseren Köpfen tauchten viele Ungereimtheiten und Fragen auf, die es zu klären galt. Welche Impfungen benötigen wir? Wie sieht es in Tansania mit der Malariagefahr aus? Wie kann man sich davor schützen? Welche Geschenke nehmen wir für die Kinder mit? Gibt es eine finanzielle Unterstützung von der Universität? Wo werden wir wohnen? Wie viel Kosten warten auf uns? Welche Flugverbindung ist die beste? Wie wird unsere Forschung genau aussehen? Fragen über Fragen. Doch uns war von Anfang an klar, dass es wichtig ist, einen Schritt nach dem anderen zu setzen. Wir entschieden uns, uns gegen Gelbfieber, Meningokokken, Typhus, Hepatitis A und B und Diphtherie-Tetanus-Polio am Hygieneinstitut der Universität Graz impfen zu lassen. Eine Kostenfalle, doch die Gesundheit geht vor. Für Marina stand gleich fest, dass sie auch Malarone-Tabletten als Malariaprophylaxe einnehmen wird. Claudia wartete aufgrund eines mulmigen Gefühls bis zum vorletzten Tag und entschied sich schlussendlich doch dafür. In der Apotheke besorgten wir noch andere Medikamente gegen alle Ar-

ten von Beschwerden sowie einen großen Vorrat an ‚Nobite‘ Moskitospray. Teuer, aber notwendig.

Ebenfalls machten wir uns gleich daran, ein Stipendium für kurzfristige wissenschaftliche Arbeiten (KUWI) im Büro für internationale Beziehungen an der Universität Graz zu beantragen. Unser Antrag wurde positiv beurteilt und wir bekamen vor unserer Reise 150 Euro auf unser Konto überwiesen. Die restlichen 70 Euro wurden uns nach unserer Rückkehr überwiesen. Dafür war es notwendig, ein Motivationsschreiben zu verfassen, beziehungsweise zwei Empfehlungsschreiben unterschiedlicher ProfessorInnen einzuholen. Außerdem gibt es im UNIGRAZ Online ein Bewerbungsformular, welches auszufüllen und mit Foto abzugeben ist. Ebenso mussten wir eine Betreuungszusage der Gastuniversität/Forschungseinrichtung abgeben. Nach der Reise ist ein zweiseitiger Erfahrungsbericht zu schreiben und erneut abzugeben, um das restliche Geld überwiesen zu bekommen. Beim Buchen des Fluges standen wir vor der nächsten Entscheidung. Nehmen wir einen billigen, dafür umständlichen Flug, mit vier Mal umsteigen oder den teuren Flug mit nur einmal Umsteigen in Frankfurt. Wir wollten es einfach und kurz. Vor unserer Reise gab es auch noch zwei Treffen mit Herrn Prof. Heimgartner, der uns wertvolle Tipps geben konnte. Ebenso arbeiteten wir schon unsere Beobachtungsbögen und Interviewleitfäden aus und schrieben ein Konzept und einen Plan für unser weiteres Vorhaben. Mit Frau Ursula Keutmann-Plessas, der Obfrau vom Verein Usseri, mit welchem wir zusammenarbeiten, führten wir auch im Vorhinein ein eineinhalbstündiges Interview, um weitere wichtige Informationen zu erhalten. Außerdem erhielten wir über sie die Kontaktdaten unserer Ansprechpartner und Unterkunftgeber in der Stadt Moshi in Tansania. Der Kontaktaufbau gestaltete sich als äußerst schwierig, da wir anfangs keine Antworten auf unsere E-Mails bekamen. So entschieden wir uns, sie persönlich anzurufen. Nach einem Telefonat war dann alles geklärt und wir wussten, dass wir gut aufgehoben sein werden. Je näher der Abflug rückte, desto nervöser wurden wir. Voll gepackt mit Kappen, Süßigkeiten, Federpennalen, Stiften, Spitzern und Seifenblasen für die afrikanischen Schulkinder stand der Reise nun nichts mehr im Wege.

## Dienstag und Mittwoch, 23.08.2011 / 24.08.2011

Gemeinsam machten wir uns mit viel Gepäck, Geschenken und Medikamenten auf den Weg zum Grazer Flughafen, um über Frankfurt nach Kilimanjaro Airport zu fliegen. Aufgeregt checkten wir ein und erweckten mit unserem Reiseziel gleich die Aufmerksamkeit der Dame am Check-In Schalter. Stolz erzählten wir von unserem Projekt. Unser erster Zwischenstopp war in Frankfurt, wo wir vier Stunden Aufenthalt hatten (siehe Abb. 8).



Abb. 8: Wartezeit am Flughafen

Ein Marathonlauf von einem Gate zum anderen erwartete uns, doch wir ließen uns Zeit, da wir ja einen längeren Aufenthalt hatten. Wir schmökerten in tansanischen Reiseführern, um einen Einblick in das afrikanische Leben zu bekommen. Nervös stiegen wir um 20.10 Uhr in den Flieger der Condor, der pünktlich in Frankfurt startete. Trotz der Beinfreiheit, die wir aufgrund unseres Sitzplatzes am Notausgang hatten, verbrachten wir die nächsten acht Flugstunden munter und nachdenklich in unseren Flugzeugsitzen. Zu angespannt und aufgeregt waren wir, um zu schlafen. Gespannt verfolgten wir die Reiseroute auf den Bildschirmen vor uns. Das Essen im Flieger haben wir in vollen Zügen genossen, da wir nicht wussten, wie unsere weitere Verpflegung werden würde. Um 5.35 Uhr war es dann endlich soweit und der Flieger landete am Kilimanjaro Airport (siehe Abb. 9).



Abb. 9: Ankunft am Kilimanjaro Airport

Große Fragezeichen standen in unsere Gesichter geschrieben. Würden wir wirklich abgeholt werden? Zuerst mussten wir jedoch noch durch die Visumkontrolle. Während dieser Zeit fiel bereits dreimal der Strom für ein paar Sekunden aus. Wir lachten und nahmen es mit Humor. Die Angst, dass uns niemand abholen würde, stellte sich als unbegründet heraus, denn zwei junge afrikanische Männer haben uns mit einem Schild „Claudia und Marina KTTC“ empfangen. Sie hießen uns herzlich willkommen, nahmen uns unser Gepäck ab und führten uns zum Auto. Nicht nur unser Gepäck wurde auf die Tragfläche gelegt, auch Marina und der zweite Mann nahmen auf der Ladefläche Platz. Wir sahen uns verduzt

an, doch Claudia nahm nach Absprache mit Marina ohne zu zögern am Beifahrersitz Platz. Die Temperatur war sehr frisch, vor allem die Zugluft ließ Marina auf der Ladefläche zittern. Es hatte gefühlte Null Grad. Die Sonne, die zu dieser Zeit hinter dem Kilimanjaro aufging, machte alle anderen Umstände wieder gut. Wir machten uns auf löchrigen Straßen mit schneller Geschwindigkeit und Linksverkehr auf den Weg zu unserer Unterkunft. Um diese Uhrzeit waren viele AfrikanerInnen schon auf den Beinen und spazierten am Straßenrand Richtung Arbeit oder Markt. Unsere Begleiter erzählten uns auf Englisch interessante Details über Tansania und führten uns sicher zu unserer Unterkunft, wo wir bereits von der Köchin Radegunda mit einem „Karibu“ empfangen wurden (siehe Abb. 10).



Abb. 10: Köchin Radegunda

Karibu war unser erstes Wort auf Kisuaheli und bedeutet so viel wie „Herzlich Willkommen“. Die nächste Überraschung wartete auf uns. Es wohnten auch noch vier andere Österreicherinnen in unserem Quartier, die uns herzlichst begrüßten. Uns stand die Erleichterung ins Gesicht geschrieben. Sie waren schon ein Monat in Tansania, und leisteten ebenfalls Entwicklungshilfe. Wir gingen gleich gemeinsam zum Frühstück, welches extrem lecker war. Von Avocados, Bananen, frischem Brot über Marmeladen und Eierspeis war für jede etwas dabei. Das Wasser konnte man in unserer Unterkunft auch bedenkenlos trinken, da es vorher säuberlich abgekocht wird. Sollten wir dem trauen? Nach dem Frühstück wurde uns gleich ein Handy mit afrikanischer Wertkarte von Brigitte, die seit sieben Jahren immer wieder für mehrere Monate hier ist, zur Verfügung gestellt. Wir kauften bei unserer Köchin Radegunda auch gleich Guthaben, so konnten wir unsere sichere Ankunft zuhause melden. Unsere Eltern waren erleichtert. Danach waren wir erstmals völlig erschöpft und fielen in unsere Betten. Nach einer einstündigen Rast erkundeten wir das Areal (siehe Abb. 11).



Abb. 11: Father Maningi's Haus

Wir waren begeistert, denn der Blick auf den Kilimanjaro vom Pool aus war traumhaft. Die Temperatur war jetzt tagsüber schon sehr angenehm. Kurz darauf kam unser Ansprechpartner Father Maningi von seiner Messe nach Hause und begrüßte uns herzlich. Father Gebra, mit dem schon die Fahrt nach „Usseri“ (ein Bergdorf), in welchem wir viele ver-

schiedene Schulen besuchen werden, geplant war, kam ebenfalls kurz vorbei, um uns zu begrüßen und um Details abzuklären. Danach wurden wir auch schon zum Mittagessen gerufen. Am Tisch beteten wir noch gemeinsam mit Father Maningi ein Tischgebet. Das Beten war eine ganz neue Erfahrung für uns. Father Maningi dankte für das gute Essen und die Zutaten. Wir sind uns sicher, ein wenig Verwunderung stand uns ins Gesicht geschrieben. Es gab Ingwersuppe mit *Frittaten* (wir konnten uns ein Lachen nicht verkneifen, typisch österreichisch? Wo sind wir noch einmal?), Salat und Potato Wedges. Am Nachmittag hatten wir das Glück, gemeinsam mit den vier Österreicherinnen Moshi zu erkunden (siehe Abb. 12).



Abb. 12: Stadt Moshi

Erster Kulturflash. Kaputte Häuser, staubige Straßen und sehr viele arme Menschen auf der Straße. Die Autos fahren wild und ohne Rücksicht auf Verluste. Trotzdem herrschte unter der Bevölkerung Gelassenheit. Wir passten auf unsere Sachen sehr gut auf, da uns kurz davor von einem Überfall auf vier österreichische Frauen erzählt wurde. Wir wechselten auch noch Geld bei einer Wechselstube und bekamen Gott sei Dank einen sehr guten Kurs (1 Euro zu 2.250 Tansanische Schilling) (siehe Abb. 13).



Abb. 13: Tansanische Schilling

Nach unserer Ankunft in der Stadt besichtigten wir gleich den afrikanischen Markt. Wir spazierten, oder sollten wir sagen rannten durch die Fleischhalle. In diesem Moment beschlossen wir, während dieser Reise kein Fleisch mehr zu essen. Fliegen über Fliegen auf dem Fleisch und es stank unheimlich. Danach mischte sich auch noch der Fischgeruch in unsere Nase. Nach diesem Schock setzten wir uns in ein Cafe und tranken ein Cola, welches 35 Cent kostete. Wir kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus. Wie billig? Vor dem Cafe hatten wir außerdem das Vergnügen, Straßenkünstler zu beobachten. Unfassbar wie viel Körperspannung und Körpergefühl diese Leute haben. Verbiegungen und Verrenkungen, phantastisch. Danach begann eine sehr spannende Busfahrt mit einem DalaDala (15 bis ca. 90 Cent pro Fahrt) zu unserer Unterkunft. Ein Toyota Kleinbus, der für zehn Leute gedacht wäre. Wir waren jedoch insgesamt 25 Menschen im Bus (liegend,

stehend, übereinander sitzend und aus dem Fenster gebeugt). An unserer Haltestelle „krabbelten“ wir aus dem Bus und verabschiedeten uns höflich. Frischluft, herrlich. Danach kauften wir noch Wasser in einem Supermarkt. Das letzte Stück gingen wir zu Fuß und waren von dem wunderschönen Blick auf den Kilimanjaro zum zweiten Mal an diesem Tag begeistert. Wir mussten uns beeilen, um noch im Hellen heimzukommen, da es hier in Tansania keine Dämmerung gibt und wir nicht im Dunkeln alleine herumgehen sollten.

Im Zimmer quatschten wir über unseren Tag und wir waren erstaunt, dass wir von den Leuten in den meisten Fällen nicht angestarrt wurden beziehungsweise alle sehr freundlich waren. Teilweise empfanden wir es sogar als zu aufdringlich, da immer jemand herkommt und dich anfassen möchte, um dir etwas zu verkaufen. Vor allem die Busfahrt war Hauptthema unseres Gespräches. Die Leute in dem Toyota Kleinbus rutschten eng zusammen, so dass ja alle Leute mitfahren können. Keine Spur von Egoismus. Für uns Touristinnen wurde gerne Platz gemacht. Danach freuten wir uns erst mal auf eine erfrischende Dusche. Die Dusche war dann tatsächlich sehr frisch, da der Strom ausgefallen war und somit das Wasser nicht geheizt wurde. Das Bad war zwar nicht hundert Prozent sauber, doch es gab zumindest Wasser (siehe Abb. 14).



Abb. 14: Badezimmer

Anschließend gab es ein großes Abschiedsfest für die anderen vier ÖsterreicherInnen, mit leckerem Essen. Natürlich wurde davor wieder gebetet. Diesmal waren wir bestimmt 12 Leute, unterschiedlicher Herkunft und jede/r betete das „Vater Unser“ in seiner/ihrer eigenen Sprache. Eine tolle Stimmung machte sich breit, und wir bekamen eine Gänsehaut. Wir genossen gute Suppe, gebratenes Hühnchen (Claudias Vorsatz, bei dieser Reise kein Fleisch zu essen, wurde in diesem Moment gebrochen) Reis, Nudeln und guten Kuchen. Nach dem Essen bat uns Father Maningi zu einem Gespräch, um gemeinsam mit ihm den Plan für die nächsten zwei Wochen aufzustellen. Er hat gemeint, dass es ihm wichtig sei, unsere Wünsche so gut als möglich zu erfüllen. Durch dieses Gespräch hat sich unsere Ungewissheit über den Ablauf der nächsten zwei Wochen schon ein wenig gelegt und wir blickten positiv nach vorne. Danach saßen wir noch bei einem gemütlichen Lagerfeuer zusammen. Wir machten gemeinsam Musik, tanzten, sangen und spielten Gitarre. Lieder

wie „Bruder Jakob“ oder „Ein Männlein steht im Walde“ waren auch in der afrikanischen Kultur bekannt, somit sangen wir zweisprachig (siehe Abb. 15). Um 24 Uhr fielen wir todmüde, mit vielen neuen Eindrücken ins Bett, dass mit einem Moskitonetz gesichert war. Zuvor mussten wir uns noch mit Wasser aus der Flasche die Zähne putzen, da wir an diesem Abend kein fließendes Wasser mehr hatten.



Abb. 15: Lagerfeuerabend

Klospülung? Nein, und jetzt? Morgen in der Früh ist es auch noch früh genug. Gute Nacht.

### Donnerstag, 25.08.2011

Guten Morgen! Um sieben Uhr klingelte der Wecker, Gott sei Dank haben wir beide super gut geschlafen. Es wartete gleich nach dem Aufwachen ein gutes Frühstück auf uns. Auf dem Weg zum Frühstücksraum begrüßten uns die Hühner im Stall als erstes mit lautem Gegacker. Die Tiere sind auf engstem Raum eingesperrt, doch das Schlimmste ist, dass in der Nacht im Stall ein Licht brennt, damit sie Tag und Nacht Eier legen. Erstaunt gingen wir weiter. Um 8.30 Uhr sind wir ins KTTC (Karanga Technical Training Center) gegangen (Fußweg fünf Minuten) (siehe Abb. 16).



Abb. 16: KKTC

Dort wurden wir schon herzlich empfangen, da unsere Ankunft schon angekündigt wurde. Gleich zu Beginn ist uns aufgefallen, dass es in Tansania eine eigene Begrüßung gibt. Sie geben sich alle dreimal die Hände. Gerade, schief und wieder gerade. Somit ist der Kontakt der Begrüßung länger. Wir wurden von der Lehrerin Mary den ganzen Tag herumgeführt. Am Vormittag hatten wir die Chance, mit drei LehrerInnen Interviews zu führen, welche gut verliefen. Unsere Ängste vor dem Englisch waren unbegründet, da im Allgemeinen sehr einfaches Schulenglisch gesprochen wird. Wir bekamen alle Informationen, die wir uns erhofft hatten. Danach startete unser persönlicher Rundgang durch die Klassen. Teilweise fühlten wir uns fehl am Platz. Wir hatten immer das Gefühl, den Unterricht zu stören, obwohl alle sehr freundlich zu uns waren. Wir wurden in jeder Klasse mit einem herzlichen „Karibu“ empfangen. Erstaunt hat uns das Interesse der SchülerInnen für

unsere Herkunft und für unsere Namen (siehe Abb. 17). Um 10.30 gingen wir wieder nachhause, da eine Teepause in der Schule am Programm stand. Diese Pause gibt es jeden Tag, was uns wiederum in Staunen versetzte. Um 11.30 ging unsere Führung durch die Praxisräume weiter. Wir wurden in die Tischlerei, Metallerei, Autowerkstatt (mit einem alten ausgeschlachteten VW Käfer und einem uralten ausgebauten Motor, um zu üben), in den Installationsbereich und in die Näherei geführt.



Abb. 17: Schulklasse

Die Ausstattung ist zwar alt, beispielsweise die Nähmaschinen sind noch mit Tretpedalen und das Auto und der Motor entsprechen mit Sicherheit nicht mehr dem heutigen Standard, jedoch ist zumindest das notwendigste Material vorhanden. Die Schulküche hat uns auch ins Staunen gebracht. Riesen Töpfe und Kochlöffel brachten uns zum Schmunzeln. Danach marschierten wir wieder heim und genossen ein leckeres Mittagessen. Reissuppe, Frühlingsrollen und Salat. Am Nachmittag führten wir die Interviews mit den SchülerInnen, welche sich als komplizierter herausstellten. Die SchülerInnen hatten Hemmungen, auf Englisch zu sprechen und gaben daher nur kurze und knappe Antworten. Sie wirkten überfordert mit der Situation. Danach waren wir ein wenig enttäuscht. Trotzdem freuten wir uns darüber, dass die Jugendlichen wissen, dass sie, wenn sie gut lernen, bessere Chancen in der Zukunft haben. Sie wirkten motiviert und schüchtern zugleich. Sie erzählten uns auch, dass sie keine Probleme hätten, von Fremden Geld anzunehmen. Sie wissen, dass es ihnen weiterhilft. Mary zeigte uns danach noch die Unterkunft der Jungs und die zukünftige, neue Unterkunft der Mädchen. Ein Großteil der SchülerInnen schläft in der Schule, da der Heimweg zu lang wäre. Aufgefallen ist uns, dass Mary sehr offen über das Thema der Sexualität gesprochen hat. Uns wurde erklärt, dass die ganze Verantwortung bei den Mädchen liegt. Nur die Mädchen müssen verhüten, weil ihre Zukunft sonst zerstört wird. Zum Schluss vereinbarten wir noch ein Treffen für den nächsten Tag in der Früh. Es bestand die Möglichkeit, den Unterricht verschiedener Fächer zu verfolgen und zu beobachten. Den weiteren Nachmittag verbrachten wir nachdenkend am Pool mit dem Blick auf den Kilimanjaro (siehe Abb. 18). Wir genossen wieder ein gutes Abendessen. Bananensuppe, Ciabatti, Bohnen, Kartoffelpüree und Obstsalat. Am Abend quatschten wir

noch sehr lange, um die Ereignisse noch einmal zu reflektieren. Außerdem machten wir uns noch einmal bewusst, welches Glück wir mit unserer Unterkunft hatten. Wir wohnen in Karanga (in der Nähe von Moshi) in einem Priesterhaus. In naher Zukunft ist es geplant, das Areal für TouristInnen noch schöner herzurichten und somit eventuell attraktiver für UrlauberInnen zu machen.



Abb. 18: Die Relaxingzone

Es gibt einen Pool mit Blick auf den Kilimanjaro, einen Holzofen im Freien, ein Lagerfeuerplätzchen, ein eigenes Bügelzimmer. Es wird immer gemeinsam im Essensraum gegessen und wenn man Lust hat, kann man mit den KöchInnen mitkochen. Das Zimmer, in dem wir wohnen, ist schön, sauber und groß genug. Das Badezimmer ist zwar kein Luxus, aber in Ordnung. Wir genießen es, in unserem Bett zu liegen, in dem Sinne „Lala salama“ – „Schlaf gut“

### **Freitag, 26.08.2011**

Diese Nacht schliefen wir leider beide nicht so gut, da es auf unserem Gelände zwei oder auch mehrere Hunde gibt, die die ganze Nacht bellen. Trotzdem waren wir motiviert für den nächsten Tag. Nach einem leckeren Frühstück sind wir sofort wieder zu Fuß ins KTTC gegangen und haben dort wieder Mary getroffen. Wir durften eine Stunde lang im Englisch-Unterricht dabei sein (siehe Abb. 19).



Abb. 19: Englischunterricht

Als wir in die Klasse gingen, wurden wir mit Aufstehen und einem „Good Morning, how are you?“ der SchülerInnen begrüßt. Die Motivation und der Fleiß der SchülerInnen sind uns sofort aufgefallen. Bevor der Unterricht startete, stellten wir uns noch vor und erzählten über unser Projekt. Wir beantworteten auch neugierige Fragen über das Land Österreich und unser Leben in Österreich. Alle hörten uns begeistert zu. Vor allem war es trotz hoher SchülerInnenzahl sehr still. Zum Schluss wollten die SchülerInnen noch unsere E-Mail-Adresse. Wir schrieben sie an die Tafel und alle haben sie in ihre Hefte geschrieben. Als wir die Klasse verließen, dachten wir noch darüber nach, ob das jetzt so eine intelli-

gente Idee war, unsere E-Mail Adresse preiszugeben. Wie viele Mails werden in unsere Posteingänge gelangen? Unüberlegt gehandelt oder doch zu skeptisch? Wir verfolgten auch noch den Näh- und Computerunterricht und haben alles in unsere Beobachtungsbögen notiert. Das Unterrichtsniveau ist eher niedrig. Vor allem im Computerunterricht freuten sich die SchülerInnen schon, wenn sie es ohne Probleme schafften, die Schrift im Word zu vergrößern (siehe Abb. 20).



Abb. 20: Computerunterricht

Im Nähunterricht waren wir nur zu siebt und es wurde in einer Theorieeinheit gerade erklärt, wie man ein Kleid nähen kann. Wir zeichneten auch die Bilder der Tafel ab und die SchülerInnen kontrollierten uns, ob wir es wohl richtig machen, beziehungsweise wollten uns helfen. Dieser Unterricht verlief sehr praxisorientiert, denn vor der Klasse wurden am Beispiel einer Schülerin die einzelnen Körperteile abgemessen (siehe Abb. 21).



Abb. 21: Nähunterricht

Danach war Schulschluss und wir riefen uns gleich ein Taxi, um noch einmal nach Moshi zu fahren. Dort trafen wir Brigitte und Irmi, um mit ihnen im Delichez (Indisches Restaurant mit internationaler Speisenauswahl) Mittag zu essen. Was trauen wir uns zu essen? Pizza? Pizza! Ebenfalls kauften wir noch einige Souvenirs, um genügend Andenken mitzunehmen. Aufgefallen ist uns, dass wir Touristen wirklich abgezockt werden und es „Mzungu Preise“ (Preise für weiße Touristen) gibt. Es ist notwendig, zu handeln und stur zu bleiben. Danach ging es weiter in ein Waisenhaus namens Upendo. Die Kinder sind dort gerade vom Mittagsschlaf aufgestanden und freuten sich riesig, uns zu sehen. Sie wollten sofort hochgehoben werden und haben gleich unsere Einkaufstaschen nach Geschenken durchwühlt. Dieses Verhalten war ein wenig ungewohnt, denn anscheinend wissen die Kleinen schon, dass die BesucherInnen Sachen wie beispielsweise Süßigkeiten in ihren Taschen haben und wollen diese gleich entreißen. Wir schauten ihnen beim Essen zu (siehe Abb. 22).



Abb. 22: Upendo Waisenhaus - Mittagessen

Es gab ein Glas Milch und eine halbe Banane. Irmi teilte dann noch jedem Kind ein Keks aus und alle genossen es in vollen Zügen. Jedes Kind versuchte so langsam wie möglich zu essen, um ja lang etwas von dem besonderen Keks zu haben. Verwundert waren wir über die Tatsache, dass der Spielraum und die Sandkiste, die von Brigitte vor einem Jahr in einem ihrer Projekte errichtet worden waren, verwahrlost und unbenutzt waren (siehe Abb. 23).



Abb. 23: Upendo Waisenhaus - Sandspielplatz

Brigitte erklärte uns jedoch, dass sämtliche Projekte, die nach dem Aufbau nicht weiterhin betreut werden, zumeist verfallen. Ein weiteres Beispiel wurde uns erzählt: Das Krankenhaus bekam zwei Waschmaschinen von einer österreichische Organisation gespendet. Es wurde vorgezeigt, wie diese funktionieren und eine Strom- und Wasserversorgung hergestellt. Niemand erklärte jedoch den Frauen, warum eine Waschmaschine besser ist als die Handwäsche. Niemand erklärte, dass die Wäsche hygienischer und reiner wird als mit Handwäsche. Niemand erklärte, dass hygienische Wäsche in einem Krankenhaus Leben retten kann. Nun waschen die Frauen die Wäsche mit den Händen. Einige Fragen geister-ten in unseren Köpfen herum. Wie kann Entwicklungshilfe dann nachhaltig funktionieren? Dann müssten alle Projekte das ganze Jahr über persönlich betreut werden? Wissen die AfrikanerInnen die Hilfe überhaupt zu schätzen? Ist es gut, wenn es ihnen zu einfach gemacht wird? Ist Hilfe zur Selbsthilfe in diesem Sinne überhaupt möglich?

Nach diesen vielen Eindrücken sind wir zu Fuß in unsere Unterkunft zurückgegangen und transkribierten unsere bis jetzt gesammelten Daten. Danach lernten wir noch drei junge deutsche Touristen kennen, die von einer Safari zurückkamen. Zusammen genossen wir das Abendessen (Hühnchen, Potato Wedges, Kürbissuppe und Salat) und lauschten ihren spannenden Erzählungen. Am Abend sind wir alle gemeinsam mit zwei afrikanischen Begleitern, die auf uns aufpassten, in eine Open-Air Disco gegangen. Ein Reggae Konzert – es waren viele Einheimische da, aber auch viele TouristInnen nahmen an diesem Event teil. Es war ein sehr lustiger Abend. Um Mitternacht ging es leider nachhause, da die drei Deutschen schon abgeholt wurden und zum Flughafen mussten.

“Tsamina mina, eh eh  
Waka waka, eh eh  
Tsamina mina zangalewa  
This time for Africa” (Shakira)

### **Samstag, 27.08.2011**

Nach einem wieder mal sehr guten und ausgiebigen Frühstück haben wir uns alle gemeinsam auf den Weg nach Uchira zum 25. Priesterjubiläum von Father Maningi gemacht. Die Autofahrt war wieder sehr spannend und wir fuhren mit 110 km/h statt 50 km/h über unebene und holprige Straßen. Alle AfrikanerInnen waren schön gekleidet. Mit einer halben Stunde Verspätung startete die Messe, die schließlich ganze zweieinhalb Stunden gedauert hat. Wir waren begeistert von der Stimmung in der Kirche. Es wurde viel gesungen, geklatscht und als Zeichen der Freude geschrien. Die Afrikanerinnen machen schnelle Zungenbewegungen und schreien dabei (Ausdruck der Freude) – sehr interessant zu beobachten (siehe Abb. 24).



Abb. 24: 25 jähriges Priesterjubiläum

Nach eineinhalb Stunden fiel uns das Sitzen dann aber doch schon relativ schwer. Uns hat es sehr gefreut, dass wir von Father Maningi in der Kirche persönlich vor allen anderen während der Messe begrüßt und erwähnt wurden. Wir mussten sogar aufstehen. Nach der Messe begaben wir uns mit den anderen ca. 500-700 Gästen in ein riesiges Zelt, in dem nach einer weiteren Stunde qualvollen Wartens gefeiert und gegessen wurde. Es gab ein Buffet, an dem sich alle ordentlich anstellten. Zuvor wurden in einer Zeremonie zwei tote und gehäutete Ziegen mit einer Gurke im Allerwertesten vorgefahren und die Pfarrer verteilten kleine Stücke an ausgewählte Gäste. Auch die TouristInnen wurden zu einer Kostprobe aufgerufen. Wir waren sehr froh, dass sich drei Engländer freiwillig dafür gemeldet hatten. Wir hätten keinen Bissen hinuntergebracht (siehe Abb. 25).



Abb. 25: Ziege

Kinder von den umliegenden Schulen führten verschiedene Tänze auf und sangen dazu. Am frühen Nachmittag fuhren wir wieder alle gemeinsam nach Hause. Zum Abendessen gab es auf unseren Wunsch hin nur noch Salat und frische Avocado mit Brot. Am Abend sind wir dann bald ins Bett und haben über den Tag gequatscht – Hauptthema war der Gottesdienst und die Kirche. Uns ist aufgefallen, dass der Glaube und die Kirche einen sehr hohen Stellenwert in Afrika haben. Alle fünf Kilometer sieht man von der Straße aus eine Kirche stehen, alles wunderschöne Gebäude. Davor und dahinter liegen die Slums. Wie kann man das verantworten? Ist es wirklich notwendig, in solchen Gebäuden Gottesdienste abzuhalten? Mit diesem Geld könnte vielen Familien geholfen werden. Viele verschiedene Religionen leben in Tansania friedlich zusammen. Der Großteil hat einen christlichen Glauben, jedoch gibt es auch sehr viele Moslems. Die Leute hier brauchen den Glauben, doch die Kirche schafft wiederum große Abhängigkeit, oder?

### **Sonntag, 28.08.2011**

Für den heutigen Tag haben wir uns vorgenommen, am Computer einige Recherchearbeiten durchzuführen. Dieser Plan wurde gleich in der Früh aufgrund des Stromausfalls unterbunden. Brigitte teilte uns mit, dass der Stromausfall sonntags meist den ganzen Tag dauert. Na super ...! Daraufhin riefen wir uns ein Taxi und machten erneut Moshi unsicher (siehe Abb. 26). Uns fiel auch heute wieder auf, dass die Stadt im Großen und Ganzen relativ sauber ist, jedoch haben wir bis jetzt noch keinen einzigen Müllimer gesehen. Wer entdeckt den ersten? Wir waren in einem Shop, um Souvenirs zu ergattern. Im Nachhinein fiel uns auf, dass wir trotz unserer Versuche zu handeln Mzungupreise bezahlten. Super gemacht.



Abb. 26: Moshi Stadt

Um 13 Uhr machten wir uns mit unserem persönlichen Taxifahrer „Ima“ wieder auf den Weg zu Father Maninigis Haus. Der Taxifahrer kannte uns schon und fragte, ob wir einmal Lust hätten, mit dem Taxiauto zu fahren. Beide schüttelten den Kopf. Doch er ließ sich nicht von seinem Vorhaben abbringen. Claudia setzte sich ans Steuer und versuchte ihr Glück (siehe Abb. 27).



Abb. 27: Der Autofahrversuch

Marina wurde auf der Rückbank, unangeschnallt, angst und bange. Gurte sind in Afrika ein Fremdwort. Da in Tansania Linksverkehr herrscht, erwischte Claudia einige Male den Scheibenwischer anstelle des Blinkers. Trotzdem sind wir mit viel Lachen gut zuhause angekommen. Am Nachmittag gönnten wir uns ein Sonnenbad und eine lange, kalte Dusche. Warmes Wasser ist nur manchmal vorhanden. Man gewöhnt sich schnell daran, doch nicht selten kommt der Wunsch nach einer langen, sauberen, warmen Dusche auf. Plötzlich ging der Strom wieder und wir stürmten zum Computer, um ins Internet zu kommen und Kontakt zur Außenwelt über Facebook herzustellen. Danach begannen wir mit unseren Rechercharbeiten für die Uni. Abends genossen wir wieder gutes Essen (Zwiebelsuppe, Gulasch, Nudeln und Obstsalat), spielten eine Runde UNO und tranken ein Serengeti Bier, um den Tag noch einmal Revue passieren zu lassen. Uns wurde bewusst, dass wir ÖsterreicherInnen hier in Tansania wirklich einen besonderen Stellenwert haben. Die AfrikanerInnen sind überfreundlich zu uns. Oft bestimmt auch, da sie sich Hilfe und Unterstützung erhoffen. Sie wissen, dass sie viel Hilfe von uns bekommen, die ihnen das Leben in vielen Situationen erleichtert. Für die AfrikanerInnen ist es wichtig nachvollziehen zu können, welche Arbeit es ist Spenden aufzutreiben, um zu verstehen, dass auch selbst etwas getan werden muss. Hier passt der Leitspruch „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“ sehr gut. Das erzählte uns auch Brigitte aus ihrer langjährigen Erfahrung als Entwicklungshelferin. In dem Sinne „Good Night Africa“.

### **Montag, 29.08.2011**

Tagwache war um 7.00 Uhr. Danach gab es Frühstück und unser tägliches Einsprühen mit „No Byte“ Insekten Spray durfte nicht fehlen. Wir packten ein paar Sachen zusammen und schon ging es mit Father Gebra los nach Usseri, um Familien und Schulen zu besuchen, die vom Verein Usseri mithilfe von Schulgeld-Patenschaften unterstützt werden. Während einer zweistündigen, holprigen Autofahrt, in der wir sehr viel über das Projekt „Usseri“ erfahren haben, kamen wir endlich im Bergdorf Usseri an. Wir holten noch Judith, eine wichtige Projektpartnerin ab, die uns dann den ganzen weiteren Tag begleitete, da sie alles über die Familien, die vom Verein unterstützt werden, weiß. Zu Judith gibt es eine lustige Geschichte. Marina bot jedem von uns ein Zuckerl an und hatte vier in der Hand. Das erste hätte Judith nehmen sollen. Judith nahm gleich alle vier und steckte sie in die Tasche. Wir konnten uns das Lachen kaum verkneifen. Danach besuchten wir die erste

„Primary School“ (siehe Abb. 28). Der Direktor der Schule begrüßte uns herzlich und führte uns gleich in die erste Klasse, in welcher Kisuaheli unterrichtet wurde. Die Kinder standen auf und begrüßten uns freundlich. Darauf verschwand der Direktor. Wir blieben mit der muslimischen Lehrerin zurück, die kein Wort Englisch sprach.



Abb. 28: Primary School in Usseri 1

Plötzlich zerrte sie Claudia aus der Klasse und Marina blieb alleine zurück. Claudia wusste nicht, wo es hinging, Marina schrie noch nach „Wohin geht ihr?“. Von Claudia kam nur ein Schulterzucken. Die Lehrerin gab seltsame Geräusche von sich und winkte auch Marina herbei. Wir lachten viel, da wir uns anders nicht verständigen konnten und wie schon bekannt: lachen verbindet. Sie führte uns in eine andere Klasse, welche uns ebenfalls mit „Good morning Madam“, „Thank you for sitting down madam“ begrüßte. Die ersten beiden Klassen waren in einem schmutzigen und desolaten Zustand. Auch die Kinder besaßen nur einen Bleistift und ein zerrissenes Heft. Alle verfolgten trotzdem gespannt den Unterricht. Wir waren die Attraktion schlechthin, denn der Blick wanderte immer wieder zu uns. Da es in Usseri, einem Bergdorf, sehr frisch war, hatten einige Kinder auch, wie auf dem Foto zu sehen ist, Strickmützen auf (siehe Abb. 29).



Abb. 29: Primary School in Usseri 2

Gegen Ende teilten wir noch Süßigkeiten aus und die Kinder freuten sich sehr. Die Kinder schienen sehr motiviert. Der Direktor kam wieder und führte uns in eine weitere Klasse, in der gerade Englisch unterrichtet wurde. Uns wurde zur Begrüßung gleich ein Lied gesungen und danach ging der Unterricht weiter. Die Lehrerin gab sich große Mühe, dennoch ist das Level nicht sehr hoch und es fehlt an wichtigen Materialien wie beispielsweise Englischbücher. Generell wurden wir von den Lehrpersonen immer wieder nach einer Art Beurteilung ihrer Tätigkeit im Unterricht gefragt. Wir hatten das Gefühl, dass sie nach einer Bestätigung suchten, dass sie den Unterricht richtig gestalten. Wir blätterten auch die Schulhefte durch. Die Hefte sind alle fein säuberlich geschrieben. Außerdem findet man viele selbstgezeichnete Bilder darin, da es ja keine Bücher gibt und somit auch der Stoff leichter zu verstehen ist. Wir waren beeindruckt, wie brav und ruhig die Kinder sind, ob-

wohl eine sehr hohe SchülerInnenzahl (ca. 50) in den Klassen ist. Als Nächstes wurden uns noch vier Kinder vorgestellt, die bereits vom Verein Usseri mit Schulgeld-Patenschaften unterstützt werden. Wir gaben ihnen noch mitgebrachte Geschenke (Federeppennal, Zuckerl, Stifte, Spitzer, Kappe). Sie waren alle vier sehr schüchtern und verhalten. Sie haben sich trotzdem sehr gefreut (siehe Abb. 30).



Abb. 30: Unterstütztes Schulkind

Father Gebra versuchte immer zwischen uns und den Kindern zu vermitteln. Danach ging die Autofahrt weiter, um direkt einen Blick in die Familien zu werfen. Der holprige Weg führte uns mitten durch Bananenplantagen und zu sehr verfallenen Hütten (siehe Abb. 31). In diesen Hütten leben in etwa sechs Personen. Wir konnten es kaum glauben und waren sehr bedrückt. Wir brachten auch hier Geschenke vorbei, jedoch blieben wir nicht lange und fuhren gleich weiter. Bei der zweiten Familie erwartete uns der gleiche Anblick. Armut, Armut, Armut. Neben der Hütte befand sich auch noch das Grab des Vaters, welcher kürzlich verstorben ist. Uns wurde mitgeteilt, dass das hier so üblich sei, die verstorbenen Familienmitglieder einfach neben dem Haus zu begraben.



Abb. 31: Wohnhütte in Usseri

Es gäbe auch einen Friedhof, jedoch ist das hier nicht so genau und wird auch nicht kontrolliert. Vor jedem Besuch riefen wir durch die Bananenplantagen durch und warteten die Antwort ab, ob wir eintreten durften. Ein Zeichen der gegenseitigen Achtung und des gegenseitigen Respektes. Es begegneten uns auch auf den Straßen immer wieder Kinder, die hilflos ins Auto winkten und starrten, in der Hoffnung Hilfe zu bekommen. Diese Kinder trugen zerrissene Kleidung und waren überall schmutzig. Sie waren auf sich allein gestellt, da die meisten Eltern mit der Situation nicht mehr zurechtkamen und zu trinken begonnen haben. Während der Autofahrt ist uns auch aufgefallen, dass es hier so üblich ist, dass nur hauptsächlich die Frauen arbeiten und die Männer oft Alkohol trinken. Laut Father Gebra, tut sich hier aber schon einiges und die Frauen bekommen einen immer höheren Stellenwert. Nach den Familienbesuchen fuhren wir zur nächsten Primary School, wo wir ebenfalls zwei Patenkinder getroffen haben. Die Schule war ebenfalls in

einem schlechten Zustand. Die Kinder sind aber stets höflich und auch die LehrerInnen begrüßten uns herzlich. Sehr auffallend ist, dass es in den meisten Schulen Klassen gibt, in denen kein Lehrpersonal unterrichtet und die Kinder auf sich alleine gestellt sind und sich selbst beschäftigen müssen (siehe Abb. 32).



Abb. 32: Primary School in Usseri 3

Nebenan war gleich ein Kindergarten. Wir waren sehr verwundert darüber, dass hier nicht wie bei uns viele Spielsachen vorhanden sind. Jedes Kind hatte seinen eigenen Tisch und Stuhl, und die meiste Zeit wird mit Lernen verbracht. Es ist eher eine Vorschule. Die Kinder saßen brav und konzentriert da und gaben sich mit dem zufrieden, was sie haben. Die Ausstattung der Kinder ließ ebenfalls zu wünschen übrig, denn fast jedes Kind hatte kaputte Schuhe und Schulkleidung (siehe Abb. 33).



Abb. 33: Kindergarten in Usseri

Anschließend besuchten wir noch eine katholische Secondary School, in der wir ebenfalls den Kisuaheli Unterricht verfolgten. Auch hier fielen uns die Disziplin und die Motivation auf. Schön zu beobachten war es, dass bei jeder richtigen Antwort der SchülerInnen von den anderen applaudiert wurde. Wir stellten uns danach allerdings die Frage, ob das nur aufgrund unserer Anwesenheit war oder ob es wirklich immer so ist? Es wirkte unserer Meinung nach aber nicht verstellt. Danach knurrte uns schon der Magen und Father Gebra führte uns zu einem guten Touristenlokal, da er sich hier sicher war, dass uns das Essen auch gut bekommt. Da wir hier in einer sehr armen Gegend waren, konnte man sich nur in solch einem Touristenlokal sicher sein. Das Essen hatte er bereits vorbestellt und es gab ein leckeres Buffet. Wir luden Judith und Father Gebra natürlich auf das Essen ein. Wieder wunderten wir uns über die billigen Preise. Wir zahlten nur 22 Euro insgesamt für vier Personen. Erschöpft fuhren wir danach zu unserer neuen Unterkunft, welche wirklich riesengroß war. Wir reflektierten gerade die Ereignisse des Tages im Garten, als ein Junge zu uns kam und uns fragte, ob wir nicht Geld für ihn hätten. Wir waren erstaunt über die Direktheit, haben aber trotzdem beide den Kopf geschüttelt. Wir sind immer wieder erstaunt darüber, dass hier das Vorurteil besteht, dass alle Weißen reich sind. Die Afrikane-

rInnen wissen nicht, dass wir zwar mehr verdienen, jedoch auch dementsprechende Lebenserhaltungskosten haben. Als es dunkel wurde, wurde uns wieder bewusst, dass es gerade keinen Strom gibt, und wir fanden uns mit Taschenlampenlicht zurecht und genossen ein Essen mit zwei Priestern im Kerzenschein. An diesem Abend setzte Claudia endlich ihren Kopf durch und hörte auf, die Malariaprophylaxe „Malarone“ zu nehmen. Seit Tagen lag sie Marina damit im Ohr, dass sie keine Lust habe, diese Tabletten zu nehmen. Marina schüttelte unverständlich den Kopf, doch Claudia war glücklich und zufrieden mit ihrer Entscheidung. Wir redeten noch über die Qualitätsdimensionen des Projektes und waren davon überzeugt, dass sehr viele Qualitätsdimensionen vom Verein erfüllt werden. Über die Nachhaltigkeit quatschten wir ebenso noch einige Zeit. Wir waren uns, nachdem wir den Unterricht und die Familien besucht haben, einig, dass die Nachhaltigkeit von Faktoren wie Freunde und Familie beeinflusst werden. Um dies kontrollieren zu können, waren wir uns einig, muss großes Vertrauen zu den KooperationspartnerInnen gegeben sein. Ein Teufelskreis? Danach wollten wir eigentlich noch Computerarbeit für die Universität erledigen, doch kein Strom und somit kein Computer. Ja, wir sind in Afrika.

### **Dienstag, 30.08.2011**

Ein super guter Morgen - fälschlicherweise ging in Claudias Zimmer der Wecker um 05.30 ab, da sie nach einer Woche in Tansania noch immer die Zeitumstellung nicht mitberücksichtigte. Naja, immerhin blieb uns somit noch genug Zeit, den Sonnenaufgang zu bewundern. Muss doch auch einmal sein. Um sieben Uhr nahmen wir bereits am Gottesdienst teil. Wir waren die einzigen Weißen und wurden auch dementsprechend angestarrt. Wir fühlten uns gar nicht wohl in unserer Haut und verhielten uns möglichst unauffällig, was uns aufgrund unserer Hautfarbe schwer fiel. Nach dem Gottesdienst schüttelten uns vier Frauen liebevoll die Hand und versuchten sich mit uns auf Kisuaheli zu unterhalten. Wir lachten wieder gemeinsam, um die peinliche Stille zu überbrücken. Danach wartete wieder ein leckeres Frühstück, mit traditionellen Speisen wie beispielsweise „Ndw“ auf uns. Es schaut aus wie schwarze Steine und schmeckt wie Banane gemischt mit Kastanie. Danach starteten wir einen gemeinsamen Ausflug mit Father Gebra zum Lake Challa (siehe Abb. 34).



Abb. 34: Mit Father Gebra im Lake Challa

Wir freuten uns riesig darauf und das zu Recht. Wir spazierten über Stock und Stein zum Kratersee hinunter und genossen die Aussicht. Wir unterhielten uns viel mit Father Gebra und erfuhren eine Menge wichtiger Details. Nach den vielen Eindrücken traten wir wieder die Heimreise an. Wir kauften auf dem Weg noch „Sweet Bananas“ (ganz kleine und süße Bananen) zu Mzungu Preisen (siehe Abb. 35). Um 15 Uhr sind wir wieder bei Father Maningis Haus angekommen und erzählten den anderen unsere Erfahrungen.



Abb. 35: Sweet Bananas

Wir trafen auch noch Father Maningi und machten mit ihm gemeinsam den Plan für die weiteren Tage. Am Abend genossen wir eine Kürbiscremesuppe, die traditionelle Speise Ugali (Mehl plus Wasser), Reis, Sauce, Fleisch und Gemüse. Marina quatschte noch mit Andrea, einer neuen Praktikantin im St. Joseph Hospital und Claudia fiel mit Brille und Gewand todmüde ins Bett.

### **Mittwoch, 31.08.2011**

Da heute das Ende des Ramadans ist, haben alle tansanischen Schulen geschlossen. Schon am Vortag vereinbarten wir mit Father Maningi und Brigitte unseren Ersatzplan. Wir gingen zu Fuß ins Waisenhaus „Upendo“. Schon beim Frühstück gab uns Brigitte den Tipp, keine Stifte und kein Spielzeug ins Waisenhaus mitzunehmen. Sie hat dort eine zeitlang gearbeitet und es gibt dort genug Spielzeug. Leider ist dieses im Kasten eingesperrt und wird nicht benutzt. Wir befolgten den Rat und gingen nur mit Luftballons und Seifenblasen in der Tasche los. Davor entdeckte Claudia noch vier Katzenbabys und war völlig begeistert. Die Umstände, die wir im Waisenhaus vorfanden, enttäuschten uns. Dunkle Räume, angepinkelte Kinder, verkommene Sandkisten und zerrissene, schmutzige und kaputte Spielsachen. Die Kinder machten im Fünf-Minuten-Takt auf den Boden, da, egal in welchem Alter sie sind, keine Windeln getragen werden. Sie müssen alleine aufs Klo gehen, was unmöglich ist bei der Höhe der Toiletten. Einige Kinder saßen bestimmt eine halbe Stunde lang auf dem Töpfchen, ohne dass sie wieder hinuntergehoben wurden (siehe Abb. 36).



Abb. 36: Waisenhaus Upendo - Kinder am Klo

Die Kinder wichen nicht mehr von uns und wollten immer nur getragen werden. Sie ge-

nossen es, gestreichelt und umarmt zu werden. Die Zuneigung fehlte ihnen komplett. Die Kinder sehnen sich nach Liebe und Zuneigung (siehe Abb. 37). Am liebsten hätten wir alle gepackt, mit heim genommen, geduscht und ein besseres Leben ermöglicht. Das Aufsichtspersonal ist nicht passend ausgebildet und unmotiviert. Die Kinder wissen nicht, wie die Spielsachen zu benutzen sind, weil es ihnen niemand zeigt. Im Nebenraum vom Spielzimmer konnten wir durch das Fenster sehen, dass alle Spenden dort gehortet werden. Gewand, Tische, Stühle, Spielzeug, Stofftiere werden dort aufbewahrt und nicht benutzt. Sehr aufgewühlt hat uns auch die Tatsache, dass die Babys die meiste Zeit am Tag in einem dunklen Raum eingesperrt sind. Ist das wirklich zumutbar?



Abb. 37: Sehnsucht nach Liebe

Nein. Ebenfalls verwunderte uns die Tatsache, dass ein vierjähriger Junge bei 27 Grad mit einem Skianzug herumlief, und das war, wie wir im Nachhinein erfahren haben, keine Ausnahme. Zu Mittag machten wir uns wieder auf den Heimweg. Wie jeden Tag sahen wir im Fluss die Frauen und Männer ihre Gewänder waschen und mit riesigen Kübeln auf dem Kopf nachhause spazieren. Hier wurde uns wie schon so oft klar, Afrika ist doch eine ganz andere Welt und für uns unvorstellbar. Zuhause angekommen stellten wir uns gleich unter die Dusche, um uns wieder sauber zu fühlen. Zu Mittag gab es typisch österreichische Käsespätzle. Brigitte hat das der Köchin Radegunda vor ein paar Wochen beigebracht. Es war wirklich sehr gut. Den Nachmittag nutzten wir für wichtige, anstehende Rechercharbeiten. Wir führten auch ein Interview mit Brigitte, welches sehr informativ und umfangreich geworden ist. Endlich konnten wir auch wieder den Blick auf den Kilimanjaro genießen, der bis auf den ersten Tag immer hinter den Wolken versteckt war (siehe Abb. 38).



Abb. 38: Blick auf den Kilimanjaro

Das Wetter war alle Tage angenehm, so um die 25 Grad. Im Bergdorf Usseri hatte es in der Früh sogar nur fünf Grad. Es ist erst Anfang Sommer hier in Tansania. Am späten Nachmittag wurde uns auch der neue Priester Cyrill vorgestellt. Zum Abendessen gab es eine leckere, selbstgemachte Pizza und danach fielen wir wieder vor lauter vielen Eindrücken müde ins Bett.

**Donnerstag, 01.09.2011**

Diese Nacht schliefen Marina und Claudia nicht sonderlich gut. In der Nähe veranstalteten AfrikanerInnen ein Fest und spielten bis drei Uhr morgens laute Musik. Der Bass tönte bis zu uns. Wo bleibt nur der Stromausfall, wenn man mal einen braucht? Bereits um 05.45 klingelte der Wecker. Verschlafen stiegen wir aus dem Bett und schlüpfen in unsere Kleider. Mit Father Cyrill machten wir uns auf den Weg zur nahe gelegenen Kirche neben dem Waisenhaus und besuchten den tansanischen Gottesdienst. Eigentlich hätte dieser auf Englisch abgehalten werden sollen, doch man hat sich mit dem Tag vertan. Auch gut. In diesem Gottesdienst wurde auch viel gesungen und getrommelt. Ganz anders als in einem österreichischen Gottesdienst. Vor allem fällt uns auf, dass die AfrikanerInnen schöne, tiefe Stimmen haben und die Gesänge in der Kirche Gänsehaut hervorrufen. Danach ging es zurück zu Father Maningis Haus und wir frühstückten alle gemeinsam. Um neun Uhr fuhren wir mit James und Brigitte zu einem unterstützten Kindergarten, der gerade von Brigitte aufgebaut wird. Die Klasse war aufgeräumt und es gab viele Spielsachen in der Ecke (siehe Abb. 39).

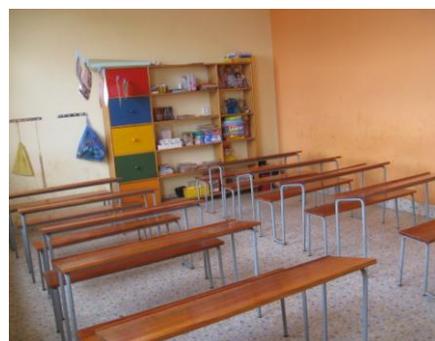


Abb. 39: Unterstützter Kindergarten

Leider war Ramadan und es war kein „Unterricht“. Trotzdem waren einige kleine Kinder da und wir gaben ihnen Federpennale, Stifte, Spitzer und Süßigkeiten. Ein fünfjähriges Mädchen nahm das Zuckerl gleich mit Plastik in den Mund und lutschte es genüsslich. Wir versuchten ihr demonstrativ klar zu machen, dass sie es zuerst abwickeln muss. Wir schafften es nach einiger Zeit. Ein Zuckerl mit Plastik in den Mund nehmen? Kann das sein? Unvorstellbar. Alle Kinder hatten eine sehr große Freude und wichen nicht mehr von unserer Seite (siehe Abb. 40).



Abb. 40: Kinder vor dem unterstützten Kindergarten

Danach besuchten wir noch eine Zahnarztpraxis, die ebenfalls mit Brigittes Hilfe entstanden ist. Um 12 Uhr machten wir uns auf den Rückweg. Wir versuchten wieder einen DalaDala aufzuhalten, doch dieser war schon zu überfüllt. So blieben wir am Straßenrand stehen und warteten auf den nächsten. Doch gleich danach blieb ein normales Auto stehen und der Fahrer fragte uns, ob er uns mitnehmen sollte. Marina und Claudia sahen sich

skeptisch an, doch da war Brigitte schon im Auto. Sie unterhielt sich gut mit dem muslimischen Autofahrer, der uns erzählte, dass er zwei Frauen und vier Kinder habe. Wir sahen uns verblüfft an und hofften noch mehr als zuvor, sicher an unser Ziel zu gelangen. Er zeigte uns dann noch die Stadt und ließ uns dann in Moshi Town aussteigen. Nicht einmal bezahlen mussten wir etwas. Typisches Beispiel für die afrikanische Freundlichkeit. Wir sind jedoch trotzdem der Meinung, dass wir unseren gesunden Respekt nicht verlieren dürfen. Am Nachmittag spazierten wir dann noch durch



Moshi und genossen den Nachmittag (siehe Abb. 41). Abb. 41: Zitronenverkäufer in Moshi

Zum Mittagessen aßen wir Reis, Bohnen und so etwas Ähnliches wie Spinat. Lustig zu beobachten war, dass der neue Priester Cyrill auch beim Abräumen mithalf und das Essen austeilte. Den anderen Priestern war das dann unangenehm und sie begannen ebenfalls zu helfen. Kommt neuer Wind? Am Nachmittag hatte wir die Möglichkeit, mit der Köchin Radegunda zusammen das Abendessen zuzubereiten. Wir hatten sehr viel Spaß in der Küche und genossen die gemütliche Atmosphäre.

### **Freitag, 02.09.2011**

„Karibu“ an einem neuen, afrikanischen Tag. Die Nacht war leider nahezu schlaflos, viel Gelsengesurre und Hundegebell und voll von Gedanken über die letzten ereignisreichen Tage. Trotzdem freuten wir uns auf den Ausflug mit Brigitte. Wir sind so froh, dass wir sie kennen gelernt haben, da ohne sie vieles viel komplizierter gewesen wäre. Wir fuhren auf der Ladefläche eines Autos wieder zum Kindergarten, der, wie schon erwähnt, gerade mit Hilfe von Brigitte gebaut wird. Die Autofahrt war sehr spannend, da wir zwei mit vier Afrikanern auf der Ladefläche saßen. Alle anderen EinwohnerInnen schauten uns verdutzt an und winkten uns zu. Die Afrikaner bei uns auf der Ladefläche fühlten sich sichtlich wohl und waren stolz, mit uns dort sitzen zu dürfen. Viele Fragen gingen uns durch den Kopf. Wissen die EinwohnerInnen hier, was Rassismus überhaupt bedeutet? Wissen sie, dass viele von ihnen bei uns aufgrund ihrer Herkunft diskriminiert werden? Zuvor fuhren wir noch nach Moshi Town, um Ziegel und Lack zu kaufen. Diesmal konnten wir, da kein Feiertag war, den Unterricht mitverfolgen. Die Kinder sangen viel und freuten sich über un-

sere Geschenke. Einige Kinder nahmen unsere Zuckerl, wie schon am Tag zuvor mit dem Plastik in den Mund, bis wir vor der Klasse vorzeigten, wie man ein Zuckerl isst (siehe Abb. 42). Ebenso den Handwerkern, die den Kindergarten noch auf Vordermann bringen, schenkten wir Kappen. Unglaublich, was für eine Freude sie damit hatten. Danach ging es direkt weiter in eine Primary School, um noch einmal den Unterricht zu beobachten. Hier bestätigte uns die Direktorin, dass immer die ärmsten Kinder einer Schule für eine Schulgeld-Patenschaft ausgesucht werden.



Abb. 42: Kindergartengruppe

Danach gingen wir noch durch verschiedene Schulklassen und machten uns ein Bild der Klassenräume. In dieser Schule verfolgten wir auch noch den Kisuaheli Unterricht und spielten mit den Kindern ein Spiel. Wir sagten mithilfe der Lehrerin Wörter auf Kisuaheli und die Kinder mussten das Wort auf Englisch sagen. Der oder die am schnellsten aufzeigte und die richtige Antwort gab, bekam von uns Stifte und Kappen. Bis wir das Spiel beginnen konnten, verging eine Ewigkeit, da die Lehrerin nicht sonderlich gut Englisch sprach (siehe Abb. 43).



Abb. 43: Schulkinder

Nach diesen aufregenden Stunden versuchten wir wieder einen DalaDala zu stoppen. Glücklicherweise fuhr gerade zu dieser Zeit Father Maningi mit seinem Auto vorbei. Er sagte, dass wir einsteigen können, nur Jaqueline eine afrikanische Kindergärtnerin müsste mit dem Bus fahren, da nicht genug Platz sei. Uns blieb vor Staunen der Mund offen stehen. Wir entschieden uns natürlich, Jaqueline mitfahren zu lassen und wir fuhren mit dem Bus heim. Father Maningi war dies sichtlich unangenehm und er sagte uns noch einmal, was für gute Eigenschaften wir hätten. Am Nachmittag führten wir unser letztes Interview mit Father Maningi und ließen den Abend mit Karten spielen und einem Glas Wein wunderschön ausklingen. Am Abend erzählte uns Andrea (ebenfalls eine Volontärin aus Graz), dass sie sich noch mit einem Afrikaner trifft, den sie vor kurzem kennen gelernt hatte. Sie wollte zu ihm nachhause gehen. Verlassen hat sie das Haus mit kurzem Kleid und tiefem Ausschnitt. Marina und Claudia sahen sich skeptisch an und schüttelten den Kopf. Im Bett

quatschten wir noch darüber, dass wir so eine Handlung unverantwortlich finden und hofften, dass sie wieder gut nachhause kommt. Auf eine Nacht ohne Gelsen und Hunde.

### **Samstag, 03.09.2011**

Mapungo, um an einem Schulfest der St. Amadeus School, einer Secondary Boy School, teilzunehmen. Bei diesem Fest ging es darum, die neu gebaute Schule zu präsentieren und Spenden für die neue Bibliothek zu sammeln. Unsere Lust hielt sich in Grenzen, da wir Schlimmes befürchteten. Um halb 11 kamen wir erst an, da vorher noch einige Erledigungen der Priester anstanden. Wir langweilten uns in der Zwischenzeit im Auto. Das Grauen begann ... Der Gottesdienst dauerte eineinhalb Stunden, stellte sich aber wieder als sehr abwechslungsreich dar. Es wurde viel gesungen und geklatscht. Danach gab es eine kurze Pause, in der wir uns unsere Füße vertraten und die Schule besichtigten. Danach nahm das Grauen seinen Lauf ... Geschlagene drei Stunden mussten wir uns Ansprachen in Kisuaheli anhören. Nachdem wir es gar nicht mehr aushielten, verließen wir den Raum und setzten uns vor das Gebäude. Nach einer halben Stunde erlöste uns Father Maninigi und organisierte uns Father Cyrill, der uns nach Moshi bringen sollte (siehe Abb. 44).



Abb. 44: Father Maninigi

Zu früh gefreut. Nach 15 Minuten hupte uns ein Motorradfahrer an und zeigte auf unseren Autoreifen. Ein Patschen. Marina und Claudia sahen sich verzweifelt an, kann das denn wahr sein? Schweigend stiegen wir aus dem Auto aus und atmeten tief durch. Wir wussten beide, dass wir nahe am Durchdrehen waren. Ein falsches Wort und der Krieg hätte begonnen. Somit schwiegen wir weiter und stellten uns in den Schatten eines Verkehrsschildes. Nachdem der Ersatzreifen abmontiert war, freuten wir uns, doch ... dieser hatte keine Luft. Tiefes Atmen. Ein weiteres Auto hielt an und borgte uns einen Reifen einer ganz anderen Dimension, doch er passte...Die Fahrt konnte mit mulmigen Gefühl weitergehen. In Moshi angekommen, gönnten wir uns eine leckere Pizza und eine Cola, um wieder auf normalen Puls zu kommen. Im Auto teilten wir noch einen Kaugummi aus. Father Paul war mit der Situation absolut überfordert. Zuerst lutschte er und meinte, dass es wie Medizin schmecke, und erst nach ein paar Sekunden schaute er sich bei Marina das

Kauen ab. Nach 15 Minuten fragte er nach einem weiteren Stück, da der Geschmack schon weg war. Am Abend saßen wir noch gemütlich am Lagerfeuer zusammen und freuten uns auf den nächsten Tag.

### **Sonntag, 04.09.2011**

Die Safari kann beginnen.

### **Mittwoch, 07.09.2011**

Um drei Uhr morgens klingelte der Wecker, voll verschlafen stiegen wir aus unseren Betten und schlüpfen in unser Gewand. Jetzt geht es ab nachhause. In unseren Köpfen geisterte wieder die Frage herum „Werden wir wirklich abgeholt?“ Wir haben beschlossen, eine viertel Stunde Zeitspanne können wir uns erlauben. Um halb vier standen wir vor dem Hotel und warteten: fünf Minuten, zehn Minuten, 15 Minuten ... „Claudia hast du irgendeine Telefonnummer?“ „Eh, nein“. Was machen wir? Doch plötzlich fuhr ein Auto um die Kurve, na Gott sei Dank. Unsere Koffer in den Kofferraum und los geht's. Der Taxifahrer fragte uns noch, wie spät es auf unserer Uhr sei, auf seiner ist es erst halb vier. Nein, schon vier. Ach, seine Uhr ist stehen geblieben. Macht ja nichts, ist eh nur unser Flieger zurück nach Österreich. Am Flughafen angekommen, atmeten wir tief durch. Als wir im Flughafengebäude waren, fing Marina zu lachen an und erzählte, dass sie gesehen hätte, wie der Taxifahrer, während er unsere Koffer in den Kofferraum geladen hatte, seine Uhr zurückgestellt hatte. Die afrikanische Mentalität, gut Ding braucht Weile. Mehr als ein Kopfschütteln war um diese Uhrzeit nicht drin. Der Flug ging zuerst über Mombasa und danach direkt nach Frankfurt. Wir hatten das Glück, den Kilimanjaro noch von oben zu sehen. Dieser Blick war atemberaubend (siehe Abb. 45).

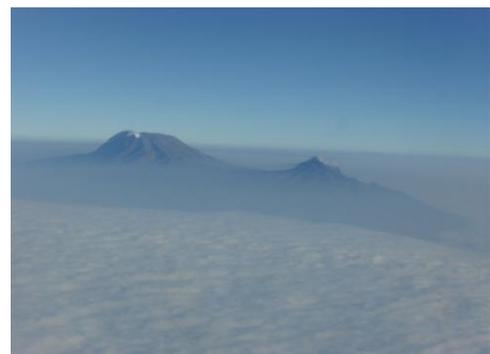


Abb. 45: Blick aus dem Flugzeug

„Marina, ist dir bewusst, dass wir jetzt über zwei Wochen in Afrika eine Forschungsreise gemacht haben und dass alles nach unseren Wünschen geklappt hat?“ „Nein, überhaupt nicht, aber jetzt wo du es sagst ... irre“. Während des Fluges ließ die ganze Anspannung los und wir waren froh, alles so gut gemeistert zu haben. In Frankfurt hatten wir noch einmal vier Stunden Aufenthalt, doch wir freuten uns schon so sehr auf zuhause, dass

auch diese Zeit wie im Fluge verging. Am Grazer Flughafen warteten schon unsere Familien und Freunde und wir fielen uns alle in die Arme und waren einfach nur glücklich und stolz.

## 9. Interpretation der Ergebnisse

Ausgehend von unserer Forschung, die aus der teilnehmenden Beobachtung, den ExpertInneninterviews und dem Forschungstagebuch besteht, werden im folgenden Abschnitt die Ergebnisse vorgestellt. Da unsere Forschungsfragen nach den Qualitätsdimensionen der Entwicklungszusammenarbeit, dem Empowerment, den Gründen ehrenamtlich zu arbeiten, dem Sinn von Schulgeldpatenschaften und nach dem Schulalltag in tansanischen Schulen fragen, werden wir versuchen, eine möglichst genaue Beschreibung dieser Bereiche darzustellen. Um dies zu erreichen, haben wir diese Gebiete in bestimmte Kriterien unterteilt, um differenzierte Aussagen vornehmen zu können. In Anlehnung an diese Kriterien haben wir die inhaltsanalytische Interpretation vorgenommen.

### 9.1 Empowerment

Wie wir im theoretischen Teil unserer Arbeit schon angemerkt haben, findet in der Entwicklungszusammenarbeit eine Umorientierung vom alten Dienstleistungs-Paradigma hin zum neuen Empowerment-Paradigma statt. Schon Herriger erwähnte in seinem Buch „Empowerment in der Sozialen Arbeit“, dass Empowerment große Fortschritte für die Soziale Arbeit verspricht und neue Möglichkeiten für die Zukunft eröffnet. Es wird Wert auf die Selbstgestaltungskräfte und die Selbstorganisation der AdressatInnen Sozialer Arbeit und auf die Ressourcen, die sie zur Veränderung von belastenden Lebensumständen einsetzen können, gelegt (vgl. Herriger 2010, S. 7).

Während unserer Reise nach Tansania haben wir ebenfalls erfahren und bemerkt, dass Empowerment in der Entwicklungszusammenarbeit eine große Rolle spielt. Ein Beispiel, welches uns das deutlich gezeigt hat, ist der Bau der Zahnarztpraxis von Brigitte. „In dem Krankenhaus, in dem die Praxis hineingekommen ist, habe ich dann alles patientengerecht hergerichtet. Danach haben wir einen Arzt von hier, nach Österreich geschickt, um eine Ausbildung als Zahntechniker zu machen. Der hat in einem Monat so viel gelernt, wie unsere SchülerInnen normalerweise in drei Monaten lernen. Wenn der Mann jetzt zurückkommt, dann gibt der sein Wissen weiter und kann Zahnersatz herstellen. Ab 2012

gibt es jetzt eine Kooperation mit der Universität Graz. Da können dann die ZahnarztstudentInnen mit finanzieller Unterstützung für einen gewissen Zeitraum zu uns kommen“ (Interview 5 2011, S. 2f. Absatz 2). Wie man bei diesem Zahnarztprojekt sieht, ist es wichtig, die Menschen als kreativ zu betrachten und sie in den Entwicklungsprozess mit einzubeziehen, um ihnen Hilfe zur Selbsthilfe zu ermöglichen.

Empowerment in Hinblick auf Schulgeld-Patenschaften bedeutet, dass Kinder durch die Schule, die erst durch die Schulgeld-Patenschaften ermöglicht wird, in die Lage versetzt werden, mehr Einfluss auf ihre Zukunft zu haben. „Ich versteh es so als Angebot zur Unterstützung. Wenn ihr weiterhin in die Schule geht, obwohl ihr schwierige Umstände habt, gibt es für euch die Möglichkeit, trotz ganz schwerer Rahmenbedingungen die Kurve zu kriegen“ (Interview 1 2011, S. 12 Absatz 2). Daher können wir festhalten, dass der Verein Usseri mit den Schulgeld-Patenschaften Hilfe zur Selbsthilfe leistet, da durch Bildung ein Meilenstein für die Zukunft gesetzt wird. Die Schulgeld-Patenschaften des Vereins Usseri sollen den Kindern den Zugang zum Menschenrecht Bildung ermöglichen. Den Kindern wird durch die Spende die Möglichkeit gegeben, die Schule zu besuchen. „Sie können durch die Schule später Berufe erlernen. Und somit durch die eigene Erwerbstätigkeit ihr Leben sichern. Also braucht man eine gute Ausbildung, damit ich später Chancen habe“ (Interview 1 2011, S. 12 Absatz 2). Für den weiteren Verlauf und für ihre Leistungen sind sie jedoch selbst verantwortlich. „Das liegt in der Eigenverantwortung derer, die dieses Angebot bekommen“ (Interview 1 2011, S. 12 Absatz 2).

Es ist notwendig, diese Selbstverantwortlichkeit auch kritisch in den Blick zu nehmen. Viele Kinder in Tansania leben in schwierigen Umständen und in misslichen Verhältnissen. „Danach ging die Autofahrt weiter, um direkt einen Blick in die Familien zu werfen. Der holprige Weg führte uns mitten durch Bananenplantagen und zu sehr verfallenen Hütten. In diesen Hütten leben diese Familien. Wir konnten es kaum glauben und waren sehr bedrückt. Wir brachten auch hier Geschenke vorbei, jedoch blieben wir nicht lange und fuhren gleich weiter. Bei der zweiten Familie erwartete uns der gleiche Anblick. Armut, Armut, Armut. Neben der Hütte befand sich auch noch das Grab des Vaters, welcher kürzlich verstorben ist. Uns wurde mitgeteilt, dass das hier so üblich sei, die verstorbenen Familienmitglieder einfach neben dem Haus zu begraben“ (Forschungstagebuch 2011, S. 12). Diese Faktoren machen es noch schwerer, das eigene Leben selbstverantwortlich zu gestalten. Es fehlt oft der Rückhalt vom Elternhaus und wie schon des Öfteren erwähnt

das Geld. „Es begegneten uns auch auf den Straßen immer wieder Kinder, die hilflos ins Auto winkten und starrten, in der Hoffnung Hilfe zu bekommen. Diese Kinder trugen zerrissene Kleidung und waren überall schmutzig. Sie waren auf sich allein gestellt, da die meisten Eltern mit der Situation nicht mehr zurechtkommen und zu trinken begonnen haben. Während der Autofahrt ist uns auch aufgefallen, dass es hier so üblich ist, dass hauptsächlich die Frauen arbeiten und die Männer öfters Alkohol trinken“ (Forschungstagebuch 2011, S. 12).

Es wäre von großer Bedeutung, die Kinder während der Schule, aber auch nach der Schule noch zu begleiten, um einen Arbeitsplatz zu finden. Dieser Prozess müsste allerdings so angelegt sein, dass die Kinder nicht das Gefühl bekommen, dass sie von dieser Hilfe abhängig sind, sondern sie trotzdem ein selbstbestimmtes Leben führen sollen. Durch die Bildung soll ermöglicht werden, dass die SchülerInnen erkennen, dass sie selbst für ihr Leben verantwortlich sind beziehungsweise es an ihnen selbst liegt, etwas auf die Beine zu stellen. Es ist wichtig, den Kindern die Tatsache näher zu bringen, dass sie durch diese Unterstützung die Chance haben, später ein besseres Leben zu führen. Uns ist aufgefallen, dass dieser Aspekt sehr weit verbreitet ist, da die Motivation der SchülerInnen sehr hoch ist. Auffallend war dies durch die hohe Mitarbeit, die Ruhe, die Teamarbeit und die Aufmerksamkeit während der Unterrichtszeit (vgl. Beobachtungsbögen 1,2,3,5 2011, Zeile Motivation).

Durch die Gespräche mit den SchülerInnen haben wir herausgefunden, dass es ihnen sehr wohl bewusst ist, dass die Schule für ihr weiteres Leben notwendig ist, um nicht in Armut leben zu müssen: „Trotzdem freuten wir uns darüber, dass die Jugendlichen wissen, dass sie, wenn sie gut lernen, bessere Chancen in der Zukunft haben. Sie wirkten motiviert und schüchtern zugleich“ (Forschungstagebuch 2011, S. 7). Vor unserer Reise stellte sich die Frage, wie die SchülerInnen damit umgehen, Geld von fremden Personen zu erhalten. Aufgrund der vielen Gespräche mit SchülerInnen, die wir während unserer Reise geführt haben, können wir nun allerdings festhalten, dass diese kein Problem damit haben, sondern die finanzielle Unterstützung gerne annehmen. „Sie erzählten uns auch, dass sie keine Probleme hätten, von Fremden Geld anzunehmen. Sie wissen, dass es ihnen weiterhilft“ (Forschungstagebuch 2011, S. 7). Hier möchten wir jedoch erwähnen, dass wir uns kein anderes Ergebnis erwartet haben, da bei den SchülerInnen mit Sicherheit die Angst

besteht, dass sich eine negative Antwort auf unsere Frage kontraproduktiv auf die zukünftigen Spenden auswirken könnte.

Ein weiterer positiver Aspekt des Empowerments ist uns aufgrund des Interviews mit Brigitte Brandmüller aufgefallen. Durch das ‚selbst erarbeiten‘ und ‚selbst mitarbeiten‘ an einem Projekt bemerken die EmpfängerInnen, wie viel Arbeit es bedeutet, sich selbst etwas aufzubauen. Wenn nur gespendet wird, ohne dass dafür etwas verlangt wird, können die EmpfängerInnen gar nicht wissen, wie viel Arbeit dahinter steckt, und schätzen es möglicherweise nicht. „Entwicklungshilfe ist für mich soweit, dass die Leute in kurzer Zeit selbstständig werden können, dass man nicht immer anwesend sein muss. Das muss irgendwann mal von selbst rennen. Man kann nicht immer hinein investieren und man hat keinen Erfolg. Die Leute müssen erkennen, dass sie etwas selbst auf die Beine stellen“ (Interview 5 2011, S. 3 Absatz 2).

Aufgrund unserer Ergebnisse der Forschung und der verwendeten Literatur behaupten wir, dass aufgrund des Einzuges des Empowerment-Konzeptes die Nachhaltigkeit der Entwicklungszusammenarbeit viel stärker gegeben ist. Im Bezug auf unsere Forschungsfrage, ob Empowerment in der Entwicklungszusammenarbeit schon Einzug gefunden hat, können wir zusammenfassend aufgrund unserer Ergebnisse sagen, dass schon viele Schritte in diese Richtung gemacht worden sind, jedoch auch noch viele Schritte zu gehen sein werden. Empowerment ist in der Entwicklungszusammenarbeit dafür verantwortlich, dass Menschen einen immer stärkeren Einfluss auf ihr Leben haben. Die Nachhaltigkeit und Erfolge von Entwicklungszusammenarbeit sind ohne Empowerment nicht möglich (vgl. Österreichische Gesellschaft für Umwelt und Technik 2001, o.S.).

## 9.2 Entwicklungszusammenarbeit

Entwicklungszusammenarbeit - Freud oder Leid? Wie Sangmeister und Schönstedt 2010 in ihrem Buch „Entwicklungszusammenarbeit im 21. Jahrhundert“ schon berichteten, ist diese Frage nicht so leicht zu beantworten. Entwicklungszusammenarbeit ist notwendig und in vielen Fällen nicht mehr wegzudenken, aber sie ist auch zu gutem Recht im Blickfeld von vielen KritikerInnen. Es ist notwendig, darauf zu achten, wie geholfen wird. Hier ist es uns ein Anliegen, den Fokus wieder auf das Empowerment zu richten. Den Beteiligten müssen Werkzeuge in die Hand gegeben werden, um sich selbst zu helfen. Wir be-

haupten, aufgrund unserer Erfahrungen, dass die sinnvollste Entwicklungszusammenarbeit dann getan ist, wenn man das Augenmerk auf die längerfristige Hilfe lenkt und alle am Prozess mitarbeiten lässt. Wenn dies der Fall ist, kann auf Dauer geholfen werden. Diese Behauptungen lassen sich auch durch die Literatur bestätigen. Entwicklungszusammenarbeit hat schon wirksame Hilfe und punktuelle Unterstützung erbracht, sie trug zur Verbesserung der Lebensbedingungen armer Menschen bei und in den besten Fällen hat sie es geschafft, nachhaltige Entwicklung zu gewährleisten (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 23ff.). Sie kann aber trotz alledem einen kleinen Beitrag zur Bewältigung der Herausforderungen der Weltgesellschaft im 21. Jahrhundert leisten (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 135ff.). Im Hinblick auf die Entwicklungszusammenarbeit und vor allem im Bezug auf die Schulgeld-Patenschaften ist zu sagen, dass diese Unterstützung dringend notwendig ist. In Tansania haben wir gesehen, wie viele arme Kinder in kaputten und desolaten Hütten, inmitten von Bananenplantagen leben. Ohne die Schulgeld-Patenschaften hätten diese Kinder nicht die Möglichkeit, eine Schule zu besuchen: „Die Ausstattung der Kinder ließ ebenfalls zu wünschen übrig, denn fast jedes Kind hatte kaputte Schuhe und zerrissene Schulkleidung“ (Forschungstagebuch 2011, S. 13).

Über unser gesamtes Projekt hinweg und auch bei unserer Forschungsreise nach Tansania, begleitete uns eine weitere wichtige Frage: Welche Qualitätsdimensionen vertritt der Verein Usseri e.V.? Schon im theoretischen Teil unserer Arbeit haben wir versucht, eine Verbindung zwischen den Qualitätsdimensionen der Entwicklungszusammenarbeit und dem Verein Usseri herzustellen. Im Folgenden werden wir nun aufzeigen, inwiefern sich die Qualitätsdimensionen auch in der Realität in Tansania widerspiegeln und die einzelnen Qualitätsdimensionen genauer in den Blick nehmen.

### 9.2.1 Respekt

Die Qualitätsdimension Respekt wurde uns schon in einem Vorgespräch mit der Obfrau des Vereins nahegelegt. Hierbei wird auf einen respektvollen Umgang und auch auf einen gewisse wertschätzende Haltung und Achtung vor einer fremden Kultur geachtet. Diese Einstellung sollte selbstverständlich sein (vgl. Interview 1 2011, S. 7 Absatz 2). Wir können

festhalten, dass die Dimension des Respekts nicht nur von unserer Seite oder von der Seite des Vereins absolut eingehalten wurde, sondern auch der Respekt, der uns in Tansania entgegengebracht wurde, nicht zu übersehen war. So war es selbstverständlich, dass wir zu unserem Befinden, zu unseren Wünschen und Vorlieben für unseren Aufenthalt befragt wurden. Es zeigte sich, dass: „Die Angst, dass uns niemand abholen würde, stellte sich als unbegründet heraus, denn zwei junge afrikanische Männer haben uns mit einem Schild „Claudia und Marina KTTC“ empfangen. Sie hießen uns herzlich willkommen, nahmen uns unser Gepäck ab und führten uns zum Auto“ (Forschungstagebuch 2011, S. 3). „Unsere Begleiter erzählten uns auf Englisch interessante Details über Tansania und führten uns sicher zu unserer Unterkunft, wo wir bereits von der Köchin Radegunda mit einem ‚Karibu‘ empfangen wurden“ (Forschungstagebuch 2011, S. 4). „Im Zimmer quatschten wir über unseren Tag und wir waren erstaunt, dass wir von den Leuten in den meisten Fällen gar nicht angestarrt wurden beziehungsweise alle sehr freundlich zu uns waren“ (Forschungstagebuch 2011, S. 5). Es ist wie auch Bliss/Schönhuth/Zucker (2002) geschrieben, ebenso eine Form des Respekts, dass Wünsche und Vorstellungen auch offen ausgesprochen werden (vgl. Bliss/Schönhuth/Zucker 2002, S. 180ff.). Des Weiteren konnten wir feststellen, dass sich der Respekt auch bei den Hausbesuchen widerspiegelte. Hier war dies insofern der Fall, dass wir, bevor wir zu einem Haus kamen, immer durch die Bananenbäume hindurch riefen, ob wir zum Haus kommen dürfen oder nicht. Dies ist für uns ebenso eine sehr wichtige Form des Respekts, da es hier vor allem um die Bewahrung der Privatsphäre und auch um eine gewisse Selbstbestimmung geht. „Vor jedem Besuch riefen wir durch die Bananenplantagen durch und warteten die Antwort ab, ob wir eintreten durften. Ein Zeichen der gegenseitigen Achtung und des gegenseitigen Respektes“ (Forschungstagebuch 2011, S. 12). Bei der Entwicklungszusammenarbeit treffen verschiedene Kulturen, Lebensweisen und Werte aufeinander. Diesen Verschiedenheiten immer gerecht gegenüber zu stehen, lässt auf eine sehr große Professionalität schließen. Der Respekt spielt auch im Projekt des Vereins Usseri, wie oben schon erwähnt, eine große Rolle. Dem Verein geht es darum, mit den KooperationspartnerInnen vor Ort und den Kindern selbst einen respektvollen Umgang zu pflegen. Es geht darum, sich nicht überlegen zu fühlen, und sich nicht auf eine höhere Stufe zu stellen. Der Verein vertritt die Einstellung, von einer anderen Kultur selbst noch etwas lernen zu können. „Es ist uns wichtig, in keiner Weise gönnerhaft aufzutreten, weil uns das selbst nicht gut tut. So eine Form von

Hochmut ist selten gut. Es ist für mich eine große Bereicherung, andere Lebensbereiche kennen lernen zu dürfen. Für mich ist es Bereicherung, wenn ich andere Menschen mit anderen Lebenskonzepten kennen lerne, die eine andere Vorstellung vom Leben haben als ich. Diese Einstellung ist uns ganz wichtig“ (Interview 1 2011, S. 7 Absatz 2). Aus den Ergebnissen unserer Untersuchungen lässt sich schließen, dass der gegenseitige Respekt in diesem Projekt nicht wegzudenken ist und notwendig für eine gute Zusammenarbeit zwischen Österreich und Tansania ist. Wir möchten aber auch auf die Gefahr hinweisen, den Respekt mit zu großen Handlungsspielräumen zu verwechseln. Respekt darf nicht damit verwechselt werden, weniger Kontrolle und dafür mehr Vertrauen zu haben und zu schenken. In allen unseren Beobachtungen und Interviews hat sich gezeigt, dass es unumgänglich ist, eine gewisse Kontrollfunktion in sämtlichen Leistungen und Aktivitäten zu bewahren.

Die AfrikanerInnen müssen vermittelt bekommen und selbst bemerken, wie viel Aufwand dahinter steckt, Spenden zu sammeln und Entwicklungszusammenarbeit zu leisten, um schätzen zu können, was für sie getan wird. Im gegenteiligen Fall werden die Spendenleistungen nicht genug geschätzt. Hier ist es uns ein Anliegen ein Beispiel anzuführen. Brigitte, eine Entwicklungshelferin, die wir in Tansania kennen gelernt haben, hat einen Sandspielplatz für Kinder im Waisenhaus Upendo bauen lassen. Als sie nach fünf Monaten Aufenthalt in Österreich wieder nach Tansania zurückkam, war dieser Sandspielplatz ohne Sand und verkommen. Daraus lässt sich schließen, dass es wichtig ist, klare Regeln festzulegen und auf den Leitspruch ‚Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser‘ Wert zu legen. Dieses Ergebnis findet sich ebenfalls in der Literatur wieder, denn die Autoren Bliss, Schönhuth und Zucker vertreten in ihrem Buch „Welche Werte braucht die Entwicklungszusammenarbeit“ die Meinung, dass Respekt nicht bedeutet, dass man alle fremden Werte kritiklos akzeptieren muss, sondern es bedeutet vielmehr, dass man sich damit konstruktiv auseinandersetzen muss (vgl. Bliss/Schönhuth/Zucker 2002, S. 178). Die Qualitätsdimension Respekt hält aber auch in der Form in das Projekt Einzug, dass schon in den internen Strukturen darauf geachtet wird, dass alle MitarbeiterInnen ihre Wünsche und Anliegen äußern können. Auf diese Anregungen wird natürlich versucht, in den weiteren Abläufen des Projektes Rücksicht zu nehmen. „Es ist auch im Verein mehrfach deklariert, dass jeder die Möglichkeit hat zu sagen, mein Leben hat sich verändert, meine Interessen haben sich verändert. Ich möchte jetzt nicht mehr weitermachen“ (Interview 1 2011, S. 6

Absatz 2). „Es ist schön, wenn jemand eine Funktionsperiode bleibt bis zu den Neuwahlen, aber es hat jeder von uns die Möglichkeit zu sagen, ich hab's mir anders vorgestellt, ich bin enttäuscht, bei mir haben sich Dinge verändert, am Anfang war ich dafür oder ich hab's halbherzig begonnen. All diese Sachen müssen möglich sein. Und das man dann auch sagt, OK, auch möglichst nicht im Streit, aber wir gehen alle gut miteinander um, weil wir auch alle darum wissen, wie wichtig das ist“ (Interview 1 2011, S. 6 Absatz 2). Dies ist unserer Meinung nach ein sehr wichtiger Punkt, um sich im Verein wohl zu fühlen und gute Ergebnisse erzielen zu können. Wir möchten auch darauf hinweisen, dass uns in Tansania sehr viel Respekt von den AfrikanerInnen entgegengebracht worden ist. Beispielsweise unser Erlebnis mit der Fahrt eines DalaDalas. Das ist ein Kleinbus, welcher Platz für zehn Personen hat und als Taxi fungiert. Es fahren aber mindestens 25 Menschen bei jeder Fahrt mit. Jedoch wird darauf geachtet, dass alle Platz haben und auch für uns ‚Weiße‘ wurde zusammengerückt. Zusätzlich wurde noch versucht, mit uns in ein Gespräch zu kommen, und wir wurden sehr respektvoll behandelt. „Die Leute in dem Toyota Kleinbus rutschten eng zusammen, so dass ja alle Leute mitfahren können. Keine Spur von Egoismus. Auch für uns Weiße wurde gerne Platz gemacht“ (Forschungstagebuch 2011, S. 5). Aus unseren Erfahrungen, Beobachtungen und Interviews können wir feststellen, dass die Qualitätsdimension des Respektes von großer Bedeutung ist und im Projekt Usseri eine sehr große und wichtige Rolle spielt.

### 9.2.2 Partizipation

Unsere Untersuchungen bezüglich der Partizipation ergaben folgendes Ergebnis. Das Qualitätsmerkmal Partizipation ist im Verein Usseri auf zwei verschiedene Arten enthalten. Einerseits haben die PatInnen außer zu spenden noch die Möglichkeit, auch Mitglied im Verein zu werden. Damit können sie sich partizipativ am Verein beteiligen und haben dadurch mehr Chancen, sich selbst einzubringen und mitzubestimmen. Es ist nur ein Angebot des Vereines und darf nicht als Pflicht gesehen werden. „Die Infos sind so ausreichend, dass es kaum Fragen gibt. Dann gibt es ein vorbereitetes Formular. Man kann auch Mitglied werden. Das ist ja auch eine Möglichkeit der Partizipation“ (Interview 1 2011, S. 10 Absatz 2). Für uns lässt sich daraus schließen, dass sich dieses positive Miteinander und Wohlfühlen im Verein in guten Leistungen auswirkt. Andererseits werden auch die

KooperationspartnerInnen vor Ort stark in das Projekt involviert und ihnen wird ein hohes Maß an Verantwortung übertragen. Da es nicht möglich ist, immer selbst vor Ort zu sein, werden die Kinder, die Schulgeld-Patenschaften erhalten sollen, von Father Maningi, Judith und Father Gebra selbst ausgesucht. Aufgrund von Gesprächen mit den Schulleitungen der verschiedenen Schulen in Usseri werden die ärmsten Kinder ausgesucht und ihnen somit eine Patenschaft ermöglicht. „Also nur solche, die Probleme haben, werden ausgewählt. Nur solche. Und ich hab ja alle 30 Familien im Mai besucht. Ich hab jede einzelne Geschichte kennen gelernt“ (Interview 1 2011, S. 8 Absatz 1).

Während der Reise und den Ausflügen haben wir bemerkt, dass Judith eine ganz starke Vertrauensperson im Projekt Usseri ist. Sie ist die Person, die weiß, wo alle unterstützten Familien wohnen und bringt ihnen das Geld. Die Schuluniformen werden auch von Judith besorgt. Sie weiß sehr viel über jedes Kind. Sich mit diesem großen Einsatz in diesem Projekt zu engagieren, ist ein großes Hobby von Judith. Sie wird für diese Arbeit nicht bezahlt, obwohl sie selbst arm ist und nur einen kleinen Nähshop besitzt. Aus einem Gespräch mit Father Maningi erfuhren wir, dass es ein sehr großer Wunsch von ihm wäre, wenn Judith für diese Leistungen belohnt werden würde. Diesen Wunsch würden wir gerne in diese Arbeit mit aufnehmen. Ein Vorschlag beziehungsweise eine Lösung von unserer Seite wäre, das Geld für die Patenschaften um 5 € zu erhöhen und diesen Betrag könnte Judith erhalten. Das wäre eine kleine Entschädigung für ihre Leistung und ihr Engagement. Unserer Meinung nach besteht sogar die Möglichkeit, dass sich diese Aktion im Dorf Usseri schnell herumsprechen könnte und die Leute würden dadurch merken, dass sich großer Einsatz bezahlt macht. Dies könnte in weiterer Folge, im kleinen Rahmen, bewirken, dass einige Leute versuchen, durch eigene Leistungen Ärmern zu helfen „Judith ist eine ganz wichtige Vermittlerin dieses Projektes. Father Gebra und ich haben viel zu tun und es ist uns nicht immer möglich, nach Usseri zu fahren. Judith hat einen kleinen Shop in Usseri, der eine Anlaufstelle für viele Familien ist. Außerdem weiß sie über alle Familien Bescheid, somit wissen wir immer, wer die Hilfe am nötigsten braucht. Sie besucht die Kinder des Öfteren und ist uns wirklich eine große Stütze. Sie macht diese ganze Arbeit freiwillig und bekommt dafür nichts bezahlt“ (Interview 6 2011, S. 1 Absatz 1).

In unserem theoretischen Teil haben wir darauf hingewiesen, dass HilfeempfängerInnen in den Prozess der Hilfe mit einbezogen werden sollen. Menschen werden durch die Partizipation dazu befähigt, selbst Entscheidungen zu treffen, die ihr Leben betreffen. Durch

diese Zusammenarbeit soll die eigene Motivation und das Interesse der Benachteiligten gesteigert werden, um in weiterer Folge die Nachhaltigkeit eines Projektes sicherzustellen (vgl. Österreichische Gesellschaft für Umwelt und Technik 2001, o.S.). Es ist zwar schwer, die Kinder aktiv in den Prozess zu integrieren, aber durch Briefe und Geschenke, die sie von den PatInnen erhalten, und durch Gespräche, in denen sie von den KooperationspartnerInnen ermutigt werden, fleißig zu lernen, fühlen sie sich, wie wir aus Gesprächen herausgefunden haben, sicher und motiviert. „Und als ich jetzt im Mai dort war, hab ich vorher eine Aussendung an alle Paten gemacht und mitgeteilt, dass ich in dieser Zeit dort sein werde. Ich hab angeboten, wer etwas mitgeben möchte – eine kleine Nachricht oder ein kleines Geschenk – möge das bitte bis 10 Tage vor meiner Abreise mir zukommen lassen. Einige waren dabei, die das getan haben, und das war sehr schön“ (Interview 1 2011, S. 11 Absatz 2). Dadurch wissen sie auch, dass sie selbst für ihre Zukunft verantwortlich sind. Wie der Begriff Entwicklungszusammenarbeit schon aussagt, ist es von großer Bedeutung, dass gemeinsam mit den Betroffenen vor Ort gearbeitet wird und somit auch gemeinsame Ziele verfolgt werden. Das Qualitätsmerkmal der Partizipation ist laut unseren Untersuchungen im Verein Usseri gegeben.

### 9.2.3 Transparenz

Eine weitere Qualitätsdimension in der Entwicklungszusammenarbeit, die für unsere Arbeit von Bedeutung ist, ist die Transparenz. Schon in der Literatur wird darauf hingewiesen, dass es wichtig ist, einen Überblick über den Projektablauf und die Hilfestruktur zu bekommen, sei es die Hilfestruktur in der eigenen oder die Hilfestruktur in anderen Institutionen. Im Interaktionsprozess müssen die Rollen ebenfalls klar verteilt sein und die Ziele offen ausgelegt werden (vgl. Heiner 1996, S. 223ff.). Indem die Zuständigkeiten geregelt werden und alle den Ablauf kennen, wird Transparenz ermöglicht. Es geht um einen ehrlichen und offenen Umgang (vgl. Hiebinger 2005, S. 69f.). Im Fall der Schulgeld-Patenschaften ist es notwendig, Informationen über SchülerInnen zu sammeln, mit LehrerInnen Kontakt zu halten, mit ProjektpartnerInnen gut auszukommen und gegenseitiges Vertrauen zu schaffen. Beim Verein Usseri wird das Thema der Transparenz deshalb ganz hoch geschrieben. Durch die geführten Interviews haben wir herausgefunden, dass der Verein die Informationen über Kinder mit

- Namen der Kinder,
- Geburtsdatum,
- Name der Schule,
- Schulklasse,
- Name der Eltern und
- kurze Beschreibung der Familiensituation

zugeschickt bekommt und der Verein sich bemüht, PatInnen für dieses Kind zu finden (vgl. Interview 1 2011, S. 1 Absatz 1). Um einen noch besseren Einblick in die Situation in Tansania zu bekommen, reiste die Obfrau Ursula Keutmann-Plessas im Mai 2011 nach Tansania und hat jede einzelne Geschichte jedes Patenkindes kennen gelernt und jedes Patenkind und dessen Familie zuhause besucht. Dabei wurden auch Fotos gemacht, um den PatInnen etwas vom Patenkind mitzubringen. Wir haben festgestellt, dass diese Reisen von enormer Wichtigkeit sind. Dadurch wird sichergestellt, dass man den Überblick hat, die Kontrolle über das Projekt nicht verliert, den Kontakt nach Tansania hält und zusätzlich wird den Kindern das Gefühl vermittelt, dass sie sicher aufgehoben sind. Auf diese Weise bekommen ebenfalls die PatInnen das Gefühl vermittelt, dass es ihrem Patenkind gut geht und es sicher aufgehoben ist. „Aber i hab da a Foto kriegt, wie das Kind den Brief kriegt und wo i zuerst gesagt hab, da sieht man genau, dass des mein Brief ist“ (Interview 7 2011, S. 3 Absatz 1). Wir sind der Meinung, dass, je öfter man nach Tansania reist, die Professionalität des Projektes steigen würde. Hier kommt jedoch der finanzielle Aspekt dazu, der der leichten Umsetzung dieser Qualitätssteigerung einen Strich durch die Rechnung macht.

Dem Verein geht es darum, dem ganzen Prozess des Spendens die Anonymität zu nehmen. Deswegen bekommen die PatInnen ein Bestätigungsschreiben zugeschickt mit einem Datenblatt mit Foto vom Kind und einer Kurzbeschreibung. Mit diesem Angebot versucht der Verein Usseri, noch mehr Transparenz zu gewährleisten. Die PatInnen sollen wissen, wer ihr Kind ist und wie es aussieht. „Ich habe auch Fotos gekriegt von meinem Kind, da ist ein Foto dabei, wie das Kind meinen Brief kriegt hat, wo i meinen Namen lesen kann, dass dieses Kind mein Foto kriegt hat. Also es ist für mich nachvollziehbar, wer ist mein Kind und so“ (Interview 7 2011, S. 1 Absatz 3). Aufgrund dieser Tatsache stellen wir fest, dass es in diesem Projekt möglich ist, Empathiegefühle für sein Patenkind

zu entwickeln und sich in weiterer Folge noch mehr Freude über die Patenschaft einstellt. Noch hinzu kommt die Möglichkeit Wünsche zu äußern, ob die PatInnen ein Mädchen oder einen Buben, in einer Primary oder Secondary School unterstützen möchten. Es wird darauf geachtet, sofern die Möglichkeit besteht, welche Kinder zu welchen PatInnen passen könnten. „Ich habe ein Kind was größer ist, und ich werde jetzt noch 3 Kleinere nehmen aus der Mappe. Für meine Enkelkinder. Ich werde das den Enkelkindern schenken, die gehen in die Volksschule und einer in die erste Klasse Hauptschule, dass die des sehen, ihr Kind, dass es nicht so selbstverständlich ist in die Schule zu gehen. Da nehme ich ihnen die Mappe mit, damit sie es aussuchen können. Damit sie einen Bezug haben und sagen, aha bei uns kostet alles nichts und uns freut es nicht, in die Schule zu gehen“ (Interview 7 2011, S. 1f. Absatz 4). Diesen Punkt sehen wir wie oben schon erwähnt als sehr wertvoll an, denn es ist unserer Meinung nach eine Qualitätssteigerung, wenn man selbst entscheiden kann und man zu seinem Patenkind große Sympathiegefühle aufbauen kann.

Wichtig für den Verein Usseri ist es ebenfalls, einen guten Kontakt zu den ProjektpartnerInnen vor Ort zu haben, um den Überblick nicht zu verlieren und um zu wissen, ob das Geld sicher bei den Kindern ankommt. Außerdem will der Verein einen guten Kontakt zwischen PatInnen und Patenkindern sichern. Hier möchten wir aber darauf hinweisen, dass aufgepasst werden muss, dass durch Eifersucht der anderen Kinder keine Konflikte in der Klasse entstehen. Es ist eine Herausforderung, darauf zu achten, dass sich andere Kinder in der Klasse nicht benachteiligt fühlen. „Aber ich glaube, das ist nicht so gedacht, dass da zwischen denen, die einen Paten haben, und denen, die nicht haben, irgendwie so a Konkurrenz ist. Und ich verstehe das auch, vor kurzem bei der UNESCO Tagung hat jemand erzählt, dass sie in Nepal jetzt sowas angefangen haben und da ist a ziemlicher Wurschtlwerch hinausgekommen zwischen denen, die etwas kriegen und die nichts kriegen. Die haben da auch erzählt, es muss alles gut in der Schule aufgeteilt werden, weil da ein schöner, bunter Bleistift schon Eifersucht auslöst. Finde ich auch gut, dass man sich da nicht so einmischt“ (Interview 7 2011, S. 3 Absatz 1).

Ein weiteres Angebot des Vereins Usseri hinsichtlich der Qualitätsdimension der Transparenz ist, dass die Homepage auch auf Englisch übersetzt worden ist und das Projekt somit auch für die ProjektpartnerInnen vor Ort transparenter geworden ist. Dadurch haben auch die ProjektpartnerInnen aber auch die Patenkinder die Möglichkeit,

sich zu informieren woher das Geld, welches sie erhalten, stammt. Unsere Meinung dazu ist, dass dieser Schritt enorm wichtig war. Aufgrund dessen können wirklich alle Beteiligten in den Prozess integriert werden. Somit können wir festhalten, dass der Verein versucht, die bestmögliche Transparenz zu bieten.

#### 9.2.4 Ganzheitlichkeit, Konsequenz und Genauigkeit

Diese Qualitätsdimensionen möchten wir in der Interpretation gerne zusammenfassen, da sie zusammengehören und aufeinander aufbauen. Verschiedene Länder, Kulturen, Sitten, Bräuche, Werte und vieles mehr sind in der Entwicklungszusammenarbeit mit zu berücksichtigen. Aufgrund unserer Erfahrungen ist es sinnlos, ein Projekt zu starten, ohne Hintergründe des Landes, in dem geholfen werden soll, zu wissen. In diesem Fall würden ProjektpartnerInnen, HilfegeberInnen und HilfeempfängerInnen nicht zusammenarbeiten können, da ein zu großes Nichtverstehen entstehen würde. Gerade im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit ist es wichtig, einen weiten Blickwinkel zu haben. Genau aus diesem Grund haben wir zu Beginn unsere Arbeit einen kurzen theoretischen Teil dem Land Tansania gewidmet. Helfen ist unmöglich, ohne sich in die Kultur eines anderen Landes eingeleitet zu haben und diese verstanden und akzeptiert zu haben. In der Literatur lässt sich dieses Qualitätsmerkmal auch wiederfinden. Es geht darum, all diejenigen Kultur- und Lebensbereiche mit einzuschließen, die für das geplante Projekt von großer Notwendigkeit sind. Eine bestimmte Verhaltensweise kann nur verstanden werden, wenn Informationen und Verständnis über die andere Kultur vorliegen. Das heißt aber nicht, dass alles kritiklos akzeptiert werden muss (vgl. Bliss/Schönhuth/Zucker 2002, S. 179f.). Hier schließen sich jetzt die Qualitätsdimensionen Konsequenz und Genauigkeit an. Es müssen Regeln aufgestellt werden und an diese müssen sich alle Beteiligten halten. Im Falle des Projektes Usseri ist es notwendig, immer auf das Schicken der Kontoauszüge zu beharren und durch ständigen E-Mail-Kontakt über das Befinden der Kinder und den Verlauf des Projektes informiert zu werden. Falls dies nicht der Fall ist, muss an die Wichtigkeit der Einhaltung der Regeln appelliert und über mögliche Konsequenzen nachgedacht werden.

### 9.2.5 Achtung und Freundlichkeit

Diese Qualitätsdimension bezieht sich auf die kommunikative Kompetenz der EntwicklungshelferInnen beziehungsweise aller Beteiligten des Projektes. Die Art und Weise, wie man mit anderen umgeht, wie man andere respektiert und wertschätzt, ist wegweisend für den Erfolg eines Projektes. „Sprache ist Kommunikation mit Symbolcharakter. Sie ermöglicht zum einen eine vielseitige Informationsübermittlung und zum anderen differenzierte zwischenmenschliche Interaktionen. Mithilfe von Sprache und nonverbaler Kommunikation (Tonfall, Klangfarbe der Stimme, Blickverhalten, Mimik und Körperhaltung) werden soziale Beziehungen aufgenommen und unterhalten sowie emotionales Befinden ausgedrückt, wahrgenommen und mitgeteilt“ (Papousek 1995 zit. n. Herpertz-Dahlmann/Resch/Schulte-Markwort/Warneke 2003, S. 147). Wir sind der Meinung, dass Begegnungen immer mit möglichst viel Achtung und Freundlichkeit stattfinden sollten, damit sich alle Beteiligten ernst genommen fühlen. Hinsichtlich der kommunikativen Kompetenz, der Freundlichkeit und Achtung ist uns aufgrund unserer Forschungsmethoden aufgefallen, dass alle Beteiligten des Projektes Usseri sehr offen und kommunikativ sind und alle wissen, wie sie sich zu verhalten haben. Ganz besonders ist uns während unserer Reise aufgefallen, dass AfrikanerInnen gut zuhören und Gefühle klar ausdrücken können. Außerdem freuen sie sich darauf, neue Menschen kennen zu lernen. Für Heiner gehört zu dieser Dimension ebenso, dass die Privatsphäre und Intimität gewahrt bleibt. Die Atmosphäre, die bei den ersten Treffen mit EntwicklungshelferInnen entsteht, kann wegweisend für die weitere Zusammenarbeit sein (vgl. Heiner 1996, S. 226).

### 9.2.6 Nachhaltigkeit

Während unserer Recherchen zum Thema der Entwicklungszusammenarbeit sind wir immer wieder auf das Thema der Nachhaltigkeit gestoßen. Aufgrund unserer Forschungen können wir behaupten, dass die Qualitätsdimension der Nachhaltigkeit zu den wichtigsten Prioritäten der Entwicklungszusammenarbeit zählt. Dies bestätigten auch Sangmeister und Schönstedt in ihrem Buch „Entwicklungszusammenarbeit im 21. Jahrhundert“. Sie meinen, dass zu den größten Herausforderungen der Entwicklungszusammenarbeit im 21. Jahrhundert zweifellos die Aufgabe gehört, einen Beitrag für eine nachhaltige und zu-

kunftsfähige Entwicklung überall auf der Welt zu leisten. Es geht um eine positive Veränderung, die auch nach Ende der Projekte weiter anhält. Die Nachhaltigkeit gilt als ein Erfolgskriterium in der Entwicklungszusammenarbeit (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 167). Das Ziel der Schulgeld-Patenschaften ist es, längerfristige Hilfe zu gewährleisten. Durch die Möglichkeit die Schule zu besuchen, bekommen die Kinder bessere Chancen für ihr weiteres Leben. Da es das Projekt erst seit 2010 gibt, ist es aber schwer, bezüglich der Nachhaltigkeit konkrete Aussagen vorzunehmen. Durch unser Forschungstagebuch können wir jedoch festhalten, dass mehrere Faktoren hinsichtlich der Nachhaltigkeit eine Rolle spielen. Beispielsweise können sich die Freunde, das Umfeld, die Familie und das Leistungsniveau des Kindes auf die Nachhaltigkeit auswirken. Hinsichtlich dieser Faktoren ist das Vertrauen, das Arbeiten und die Verlässlichkeit bei den KooperationspartnerInnen vor Ort von großer Bedeutung, da es von Österreich aus sehr schwer ist, Kontrolle über das Projekt in Tansania zu haben. Von noch größerer Bedeutung ist es, die Kontrollfunktion nicht außer Acht zu lassen. Diese wird beim Projekt Usseri wie bereits oben erwähnt, durch jährliche Reisen nach Tansania, Schicken von Kontoauszügen und auch durch den E-Mail-Kontakt mit den KooperationspartnerInnen zu einem Teil abgedeckt. „Wir redeten noch über die Qualitätsdimensionen des Projektes und waren davon überzeugt, dass sehr viele Qualitätsdimensionen vom Verein erfüllt werden. Über die Nachhaltigkeit quatschten wir noch am längsten. Wir waren uns einig, nachdem wir den Unterricht und die Familien besucht haben, dass die Nachhaltigkeit von Faktoren wie Freunde und Familie beeinflusst werden. Um dies kontrollieren zu können, waren wir uns einig, muss großes Vertrauen zu den Kooperationspartnern gegeben sein (Forschungstagebuch 2011, S. 13f.). Hier ist hervorzuheben, dass die Obfrau Ursula Keutmann-Plessas von 6. bis 27. Juli 2012 wieder eine Reise nach Tansania gebucht hat, um sich wieder ein Bild vor Ort zu machen, wie es den Patenkindern geht, und um die KooperationspartnerInnen vor Ort zu unterstützen. Ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung.

Hilfe zur Selbsthilfe ist ein wesentliches Kennzeichen für die Nachhaltigkeit eines Projekts. Durch das Projekt soll den Menschen geholfen werden, Fähigkeiten und Fertigkeiten selbst zu erwerben (vgl. Interview 1 2011, S. 12 Absatz 2). Damit Nachhaltigkeit Erfolg haben kann, ist es notwendig, die Zielgruppe zu motivieren. Daher müssen auch die Interessen und Bedürfnisse der Zielgruppe mit einbezogen werden. Die Akzeptanz des Vorhabens ist somit von enormer Bedeutung (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 172). Nach

dieser Aussage von Sangmeister und Schönstedt (2010) können wir festhalten, dass die Motivation der Betroffenen in Tansania sehr hoch ist und das Interesse und die Bedürfnisse klar abgesteckt sind. Die Nachhaltigkeit ist durch die finanzielle Investition in die Zukunft der SchülerInnen gegeben.

#### 9.2.7 Evaluation

Zu dieser Qualitätsdimension liegen uns leider keine Ergebnisse vor, da der Verein erst Ende 2010 gegründet worden ist. Aufgrund dessen ist es ein Anliegen an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass es eine tolle Chance wäre, diese Arbeit auszubauen und auf die Nachhaltigkeit und auf die Evaluation des Projektes Usseri näher einzugehen.

#### 9.3 Schulalltag Schwierigkeiten

Durch das Projekt des Vereins Usseri, welcher das Ziel hat, mit Hilfe von Schulgeldpatenschaften die SchülerInnen in Tansania zu unterstützen, liegt es nahe, dass in Tansania der Schulalltag von gewissen Schwierigkeiten geprägt ist. Eine der größten Schwierigkeiten ist das Geld. Die SchülerInnen müssen, um die Schule besuchen zu dürfen, ein jährliches Schulgeld bezahlen. Viele Familien können sich dieses nicht leisten. Viele Eltern verdienen kein Geld, da sie keiner Arbeit nachgehen bzw. nachgehen können. So meinte auch ein Interviewpartner: „Ja, auf alle Fälle, da das Schulgeld dann keine Sorgen mehr bereitet. Sie sich auf das Lernen konzentrieren. Es ist eine Erleichterung für die ganze Familie. Sie müssen nicht während der Schulzeit nachhause gehen, um Schulgeld zu holen“ (Interview 4 2011, S. 2 Absatz 2).

Es lässt sich daher festhalten, dass die finanzielle Unterstützung in Form von Schulgeld eine sinnvolle Investition in die Zukunft der Kinder ist. Die Kinder können somit unbeschwert die Schule besuchen und müssen sich keine Gedanken darüber machen, wie sie ihr nächstes Schuljahr bezahlen werden. Uns ist zwar aufgefallen, dass die SchülerInnen auch ohne das bezahlte Schulgeld am Unterricht teilnehmen können, jedoch am Ende des Jahres dann keine Beurteilung erhalten.

Neben dem wichtigen Aspekt des nicht vorhandenen Geldes gibt es außerdem das Problem der fehlenden Unterrichtsmaterialien: „Die Materialien sind auch zu wenig für den

Theorie- und Praxisunterricht“ (Interview 3 2011, S. 2 Absatz 2). Wir konnten bei unseren Besuchen in den Schulen sehen, dass es lediglich ein zerrissenes Heft pro Kind gibt, in welchem alle Fächer niedergeschrieben werden. „Auch die Kinder besaßen nur einen Bleistift und ein zerrissenes Heft“ (Forschungstagebuch 2011, S. 12). Des Weiteren ist zu erwähnen, dass auch für die Lehrpersonen kein Lehrmaterial zur Verfügung steht, außer ein paar veralteten Büchern. Der Unterricht gestaltet sich in der Regel dann dadurch, dass die Kinder nach der Reihe aus dem Buch der Lehrperson Bilder abmalen und die dazugehörigen Wörter abschreiben. „Die Hefte sind alle fein säuberlich geschrieben. Außerdem findet man viele selbstgezeichnete Bilder darin, da es ja keine Bücher gibt und somit auch der Stoff leichter zu verstehen ist“ (Forschungstagebuch 2011, S. 12). Dieser Prozess ist viel zu langwierig und kostet unnötige Zeit.

Aus diesen Beobachtungen lässt sich schließen, dass durch die fehlenden Unterrichtsmaterialien das Leistungsniveau sehr niedrig ist. Es wäre daher dringend notwendig, auch Unterrichtsmaterialien zur Verfügung zu stellen. Da wir gerade den Zeitfaktor erwähnt haben, möchten wir gleich die nächste Schwierigkeit hervorheben. In den Klassen gibt es sehr viele SchülerInnen. Auch wenn es in Tansania wie im Theorieteil beschrieben ca. 14.000 Primary Schools gibt (vgl. Interview 2 2011, S. 6 Absatz 4), sind diese trotz allem überfüllt. Die SchülerInnen sitzen meist zu dritt in einer kleinen Bank. Durchschnittlich konnten wir eine Anzahl von 45 Kindern pro Klasse feststellen (vgl. Beobachtungsbögen 3 und 5 2011, Zeile Schulklasse/Räumlichkeiten). Grundsätzlich wäre das aufgrund der großen Motivation und des respektvollen Umgangs miteinander kein Problem. Wenn es jedoch um das Abschreiben aus ein und demselben Buch geht, wird die Klassengröße sehr wohl ein Problem. Des Weiteren kann nicht auf die einzelnen SchülerInnen eingegangen werden.

Hieraus ziehen wir den Schluss, dass eindeutig zu viele Kinder in einer Klasse sind und somit ein eventuell besserer Schulablauf verhindert wird. In manchen Schulen fiel uns auf, dass weniger Lehrpersonen als Schulklassen vorhanden waren. Teilweise waren Klassen deswegen unbetreut. Dieser Aspekt bestätigt die Angaben von Kunkler (2007), welcher ebenfalls darüber schreibt, dass aufgrund der schlechten Bezahlung der Lehrpersonen sehr häufig die LehrerInnen das Unterrichten verweigern (vgl. Kunkler 2007, S. 73f.). Dass der Aspekt des nicht Unterrichtens sehr häufig mit der Unterbezahlung der LehrerInnen zusammenhängt und diese dann folglich oft die Klassen nicht betreuen, wurde uns auch

in Gesprächen mit verschiedenen Lehrpersonen bei den Besuchen in den Schulen bestätigt. Hier kann gesagt werden, dass anscheinend vom Staat keine Kontrolle über das Schulsystem herrscht und vor allem die Bildung der Kinder noch nicht den wichtigen Stellenwert im Leben hat, den sie eigentlich haben sollte.

Auffallend war ebenfalls, dass die Lehrpersonen ständig um eine Einschätzung ihrer Form der Unterrichtsgestaltung und ihres Könnens unsererseits gebeten haben. „Generell wurden wir von den Lehrpersonen immer wieder nach einer Art Beurteilung ihrer Tätigkeit im Unterricht gefragt. Wir hatten das Gefühl, dass sie nach einer Bestätigung suchten, dass sie den Unterricht richtig gestalten“ (Forschungstagebuch 2011, S. 12). Daraus schließen wir, dass die Lehrpersonen in ihrer Tätigkeit als Vortragende selbst und in ihrer Darstellung des Unterrichtsstoffs sehr unsicher sind. Folglich könnte daraus auch auf eine etwaige mangelnde Ausbildung geschlossen werden. Auf der anderen Seite könnte das Hinterfragen und das Einholen einer außenstehenden Meinung auch eine Art Motivation, ihren eigenen Unterricht zu verbessern, bedeuten. Bei den LehrerInnen könnte somit von einer Reflexionsbereitschaft gesprochen werden.

Ein weiterer Punkt, welcher als Schwierigkeit bezeichnet wurde, ist der Unterschied zwischen den Kindern, welche Schulgeld-Patenschaften erhalten, und jenen, die keine Patenschaft erhalten. Hierbei geht es vor allem um den Zeitfaktor. Zeit spielt in dem Sinn eine Rolle, dass sich Kinder, die keine Patenschaft erhalten, selbst um das Schulgeld mittels Arbeit kümmern müssen. Damit wird ihnen wertvolle Zeit genommen, die sie normalerweise ins Lernen investieren sollten. „... da das Schulgeld dann keine Sorgen mehr bereitet. Sie sich auf das Lernen konzentrieren. Es ist eine Erleichterung für die ganze Familie. Sie müssen nicht während der Schulzeit nachhause gehen, um Schulgeld zu holen“ (Interview 4 2011, S. 2 Absatz 2).

#### 9.4 Schulalltag Motivation

Motivation in der Schule ist ein Thema, welches in Tansania sehr hoch geschrieben wird. Die Kinder gehen gerne in die Schule und kämpfen darum, am Unterricht teilnehmen zu dürfen. Sie wissen alle, dass es eine Art Privileg ist, in die Schule zu gehen. Ein Privileg deswegen, weil die Schule Geld kostet, welches die meisten Familien nicht haben. „Oftmals müssen sich Familien zwischen der Investition eines Schulgeldes für ein Kind oder in

die Ernährung der ganzen Familie entscheiden. Die meisten entscheiden sich natürlich für die Ernährung der gesamten Familie. Dies ist ebenso ein Problem, dem mit Schulgeldpauschalen entgegengewirkt werden kann“ (Interview 6 2011, S. 2 Absatz 2). Die Motivation wird von der gesamten Familie und auch von den LehrerInnen angespornt. Der größte Teil der Kinder ist sich ab einem gewissen Alter vollkommen bewusst darüber, wie entscheidend eine gute Ausbildung für ihr weiteres Leben ist. Schon bei den kleineren Kindern war die enorme Motivation etwas zu Lernen zu spüren.

Diese zeigte sich vor allem durch:

- die ständige Aufmerksamkeit der Kinder im Unterricht,
- dem freiwilligen Melden und dem dabei entstehenden Kampf unter den SchülerInnen, von der LehrerIn zur Beantwortung der gestellten Frage ausgewählt zu werden,
- der aktiven Teilnahme in jeglicher Form und auch dadurch,
- dass sich keines der Kinder von unserer Anwesenheit für längere Zeit ablenken ließ (vgl. Beobachtungsbögen 1, 2, 3, 5 2011, Zeile Motivation).

Es war zwar auffallend, dass wir für kurze Zeit der Mittelpunkt in jeder Klasse waren und sich die Augen der Kinder nur auf uns richteten, jedoch verfolgten alle die Ausführungen der LehrerIn weiter und zeigten auf, wenn diese/r eine Frage an die Klasse stellte. „Wir waren die Attraktion schlechthin, denn der Blick wanderte immer wieder zu uns“ (Forschungstagebuch 2011, S. 12). Hier können wir daraus schließen, dass selbst unsere Anwesenheit keines der Kinder aus dem Konzept brachte und sich keines der Kinder von uns ablenken ließ.

Die SchülerInnen spornten sich auch untereinander stark an. Das Können und Wissen der SchülerInnen wird von den LehrerInnen immer sehr gelobt und hervorgehoben. Deswegen wollen alle Kinder ständig auf dem neuesten Stand sein und versuchen daher, ihr Wissen dem der anderen anzupassen. Die Kinder haben untereinander in Klassen auch verschiedene Motivationsformen für ihre MitschülerInnen. Eine davon wäre zum Beispiel das Klatschen in einem gewissen eingeübten Rhythmus, wenn ein/e MitschülerIn eine richtige Antwort gegeben hat (vgl. Beobachtungsbögen 3 und 5 2011, Zeile Motivation). Diesen Punkt fanden wir sehr interessant, da dadurch eine angenehme, aufmerksame Stimmung im Klassenraum entstand. Aus diesen Beobachtungen lässt sich schließen, dass in den Klassen ein sehr starker Zusammenhalt spürbar und vorhanden ist.

Vor allem in den Schultensilien fällt auf, dass eine enorme Sorgfalt in der Verwendung dieser liegt. Die Hefte sind fein säuberlich mit schöner Schrift beschriftet und haben keine Eselsohren: „Die Hefte sind alle fein säuberlich geschrieben“ (Forschungstagebuch 2011, S. 12). Daraus schließen wir, dass die SchülerInnen das wenige Schulmaterial, das ihnen zur Verfügung steht, sehr wertschätzen. Außerdem ergibt sich daraus, dass die meisten Kinder wissen, dass Bildung und die damit verbundenen Materialien und Werkzeuge nicht selbstverständlich sind, sondern eher wie oben schon beschrieben ein Privileg sind. Aufgrund unserer Erfahrungen und unserer Eindrücke vor Ort können wir sagen, dass sich die Kinder, deren Familien und auch die Lehrpersonen im Klaren darüber sind, dass Bildung die einzige Möglichkeit ist, später ein besseres Leben zu haben. „(...) bei den Großen ist ein sehr großer Ehrgeiz dahinter. Sie wissen, was es heißt, einen guten Abschluss zu haben. Es ist dann leichter, einen Job zu finden. Sie sehen darin die Möglichkeit, diese Gegend zu verlassen, da zuhause sehr wenig Jobaussichten gegeben sind“ (Interview 4 2011, S. 2 Absatz 4).

Wichtig ist dabei natürlich der Aspekt der Investition in eine langfristige Verbesserung der Zukunft der Kinder. Hier ist es uns von großer Bedeutung anzumerken, dass es wichtig wäre, die Kinder auch nach der Schule noch weiter zu betreuen, da der Einstieg in die Arbeitswelt mit Unterstützung um vieles leichter geht. Des Weiteren muss hier aufgepasst werden, dass es nur eine Unterstützung ist und dafür gesorgt werden muss, dass die Kinder bald auf eigenen Beinen stehen können. Die Kinder oder die Jugendlichen dürfen von dieser Unterstützung nicht abhängig werden.

Bezüglich unserer Forschungsfrage ‚Was sind die Motive zu lernen und wie werden die Kinder motiviert?‘ können also folgende kennzeichnende Aspekte zusammengefasst werden:

- Gegenseitiger Ansporn unter den SchülerInnen durch einen gewissen Konkurrenzkampf, der dadurch ausgelöst wird, dass jedes Kind gleich gut oder besser sein will als die MitschülerInnen.
- Gegenseitige Unterstützung, Respekt und Toleranz unter den Kindern.
- Bestmögliche Unterstützung seitens der LehrerInnen.
- Motivierende Worte von den LehrerInnen, welche den Kindern klar machen, dass Bildung eine Möglichkeit ist, um später eine bessere Zukunft zu haben.

Allgemein kann hier noch einmal zusammengefasst werden, dass das wichtigste Motivationsmittel der Blick in die Zukunft ist. Den Kindern wird von klein auf im Elternhaus beigebracht, dass ihr Freifahrtschein für ein besseres Leben eine gute Ausbildung mit guten Noten ist. In der Schule wird dieser wesentliche Aspekt wie oben schon erwähnt von den LehrerInnen immer wieder in den Unterricht mit eingebracht.

#### 9.5 Schulalltag Umgangsformen

Bei unserer Reise nach Tansania war uns wichtig, etwas über die Umgangsformen innerhalb einer Klasse und natürlich auch über die Umgangsformen zwischen den LehrerInnen und SchülerInnen zu erfahren. Aus den geführten Interviews mit SchülerInnen und LehrerInnen konnten wir erkennen, dass grundsätzlich von einer guten Beziehung zwischen den LehrerInnen und SchülerInnen gesprochen werden kann. Dieser Aspekt kam beispielsweise aus folgender Aussage heraus: „Ok, die Beziehung zwischen den beiden ist gut. Man kann nicht sagen zu 100 %, weil viele von verschiedenen schlechten Verhältnissen kommen. Wir versuchen die Schüler allerdings alle auf das gleiche Level zu bringen“ (Interview 2 2011, S. 2 Absatz 2). Die SchülerInnen haben eine sehr große Motivation und auch einen gewissen Respekt vor der Schule und den Lehrpersonen, daher gibt es weniger Probleme in der Beziehung von SchülerInnen und LehrerInnen. Jedoch: „Es ist nicht alles immer gut. Wir sprechen darüber und alles wird wieder gut. Es gibt unterschiedliches Verhalten. Wenn wir Probleme haben, dann sprechen wir darüber und suchen nach Lösungen“ (Interview 2 2011, S. 3 Absatz 1). Wie hier ersichtlich ist, werden Probleme, wenn es zu Meinungsverschiedenheiten oder Auseinandersetzungen kommt, normalerweise mittels Kommunikation gelöst. Diese Konfliktlösungsvariante ist immer passend, denn hier möchten wir noch einmal darauf hinweisen „Sprache ist Kommunikation mit Symbolcharakter. Sie ermöglicht zum einen eine vielseitige Informationsübermittlung und zum anderen differenzierte zwischenmenschliche Interaktionen“ (Herpertz-Dahlmann/Resch/Schulte-Markwort/Warneke 2003, S. 147).

Wir wurden jedoch auch darüber informiert, dass es in manchen Schulen noch vorkommt, dass Kinder geschlagen werden. Dabei war auffallend, dass uns dies mit einem gewissen Unterton der Selbstverständlichkeit und mit der Erklärung, es sei ein Zeichen der Liebe, erklärt wurde. „Manchmal schlagen sie sie ein bisschen, das ist aber ein Zeichen der Lie-

be. Das ist in unserem Land erlaubt“ (Interview 4 2011, S. 3 Absatz 5). Hierbei wurde im Anschluss gleich erwähnt, dass sich diese Verhaltensweisen immer mehr verändern und alles in Richtung Kommunikation ausgerichtet wird. Die Probleme werden mit Gesprächen gelöst und es wird nach einer passenden Lösung für alle gesucht. Für uns war sehr auffällig, dass alle SchülerInnen, die wir zur LehrerInnen-SchülerInnen-Beziehung befragt haben, nur kurze knappe Antworten gaben und manche sogar die Antwort vollkommen verweigert haben. So lauteten die Antworten auf die Frage, wie die Beziehung zwischen SchülerInnen und LehrerInnen ist, von ‚gut‘ über ‚sehr gut‘ bis hin zu ‚Kein Problem‘ (vgl. Interview 3 2011, S. 1ff.). Dieser Aspekt spiegelt für uns eine gewisse Verunsicherung wieder und lässt leichte Zweifel aufkommen, ob die Beziehung untereinander tatsächlich so gut funktioniert, wie dies speziell unter den befragten LehrerInnen immer wieder betont wurde. Hier liegt es für uns nahe, dass sie gegenüber uns ForscherInnen eine gute Position einnehmen wollten, um einer Unterstützung aus Österreich nichts in den Weg zu legen. Es muss aber auch gesagt werden, dass das Englisch der SchülerInnen sehr schwach war. Des Weiteren kam noch die Schüchternheit, mit ÖsterreicherInnen ein Interview zu führen, dazu. Deswegen blieben unserer Meinung nach längere und ausführlichere Antworten aus.

Während des Unterrichts war zu beobachten, dass alle sehr aufmerksam, still und motiviert sind (vgl. Beobachtungsbögen 1,2,3,5 2011, Zeile Motivation). Der Respekt gegenüber der Lehrperson ist dadurch zu einem Großteil gesichert.

Auch untereinander sind die Umgangsformen sehr freundlich. Alle sind sehr hilfsbereit und unterstützen sich gegenseitig. Die LehrerInnen versuchen, den SchülerInnen zu helfen. Generell kann bei dem, was wir gesehen haben, von einer guten LehrerInnen-SchülerInnen-Beziehung, welche auf Respekt, Toleranz und Unterstützung basiert, gesprochen werden (vgl. Beobachtungsbögen 1,2,3,5 2011, Zeile Umgangsformen und Verhalten im Unterricht). Unsere Forschungsfrage ‚Wie ist die SchülerInnen/LehrerInnen-Beziehung?‘ kann folglich mit der Antwort ‚Gut‘ geklärt werden. Diese Antwort basiert auf den Tatsachen und auf dem Verhalten, wie wir die Beziehungen und die Arbeit miteinander im Unterricht wahrgenommen haben. Auch jene SchülerInnen, welche uns im Interview beziehungsweise im Gespräch keine Antwort auf die LehrerInnen-SchülerInnen-Beziehung geben wollten, zeigten im Unterricht keinerlei auffälliges Verhalten im Umgang

mit den LehrerInnen. Generell wird schlechtes oder unangemessenes Verhalten der SchülerInnen nicht tabuisiert und bestraft, sondern eher zum Thema gemacht und reflektiert.

#### 9.6 Schulalltag Schulablauf

Die genaue Aufgliederung der Schuljahre in Tansania stellte zu Beginn unserer Reise eine gewisse Herausforderung dar. Die Erklärungen waren komplizierter, als das System am Ende wirklich war. Nach einer gewissen Zeit stellte sich heraus, dass das Schulsystem grundsätzlich mit zwei Jahren im Kindergarten beginnt. Hier möchten wir hinzufügen, dass diese Tatsache für uns zwar ungewöhnlich ist, jedoch kamen wir zu dem Schluss, dass auch ohne Spielsachen viele Spiele gespielt werden können. Es besteht auch die Möglichkeit, aus der Natur viele Spielsachen zu basteln. Hier fehlt es wieder an Ausbildungen und Motivation der PädagogInnen. Danach steigen die Kinder in die Primary School ein, welche sieben Jahre dauert. Anschließend folgen vier Jahre Secondary School und danach könnten noch zwei weitere Jahre Secondary School angehängt werden, damit das Abitur erreicht wird. Erst danach besteht die Möglichkeit eines Studiums (vgl. Kitta 2004, S. 13f.). Hier lässt sich für uns festhalten, dass durch die lange Schulzeit von 13 Jahren, die grundsätzlich benötigt werden, um überhaupt ein Studium beginnen zu können, der Zugang zu einer guten Bildung nochmals erschwert wird. Dies lässt sich damit begründen, dass dies einfach 13 Jahre sind, die finanziert werden müssen, und daher vielen Menschen wiederum der Zugang verwehrt bleibt.

Die Stundeneinteilung und der Unterrichtsablauf sind ziemlich genau durchgeplant. Es gibt für jeden Arbeitsschritt eine gewisse Minutenanzahl, die zur Verfügung steht. Dazu zählen zum Beispiel fünf Minuten zu Beginn, um eine Thema kurz zu erklären, oder fünf Minuten zum Ende der Stunde, um die nächste Unterrichtseinheit anzukündigen. „Jede Stunde hat ein Thema. Wenn ein Lehrer in die Klasse kommt, hat er 5 Minuten, um das Thema zu erklären, dann startet das Fach, dann erklärt er es 15 Minuten. 20 Minuten zeigt er dann das Fach vor. Den Rest der Zeit stellen die Schüler Fragen und der Lehrer muss diese beantworten. Am Ende hat er 10 Minuten, um HÜ zu geben, und man hat 5 Minuten, um die nächste Stunde anzukündigen, und dann sagt man, was sie die nächste Stunde erwarten wird“ (Interview 4 2011, S.1 Absatz 1). Hier konnten wir jedoch beobachten, dass dies in der Praxis nicht eingehalten wird und die Lehrpersonen sehr flexi-

bel in der Gestaltung des Unterrichts sind. Daher konnten wir auch keinen allgemein gültigen Vorgang beobachten. Die Frage „Welche pädagogischen Maßnahmen werden in den dortigen Schulen gesetzt?“ kann nicht mit einer einzigen gültigen Antwort geklärt werden. Dies liegt eben daran, dass jede Lehrperson ihren Unterricht anders gestaltet. Manche gestalteten einen sehr aktiven Unterricht mit Gruppenarbeit und Miteinbeziehung der SchülerInnen. Andere hingegen hielten sich in ihren Vorträgen eher zurück und forderten nur einzelne SchülerInnen zur Beantwortung einer Frage auf. In manchen Unterrichtseinheiten wurde gesungen, in anderen war alles sehr still (vgl. Beobachtungsbögen 2,3,5 2011, Zeile Schulablauf). Die einzelnen Vortragsmethoden ergaben an den meisten Schulen eine gute Mischung für die SchülerInnen. Dieser Aspekt könnte ebenfalls noch als Motivationsaspekt festgehalten werden.

Das Notensystem unterscheidet sich vom unsrigen lediglich durch die englischen Begriffe. Ansonsten gibt es ebenso fünf verschiedene Noten welche von A, B, C, D bis E reichen. „A: Excellent, B: very good, C: good, D: fair, E“ (Interview 2 2011, S. 4 Absatz 4). Auch das Verhalten wird im Zeugnis festgehalten und beurteilt. „Es wird nach dem benotet, wie man sich gegenüber anderen verhält. Manchmal ist es gut, manchmal auch nicht so gut. Dann kann man mit ihnen reden und darüber sprechen, dass es besser wird. Wir schreiben das aufs Zeugnis hinauf“ (Interview 2 2011, S. 4 Absatz 6).

Der Tagesablauf gestaltet sich in jeder der besuchten Schulen ziemlich gleich. Die Schule startet in der Früh, weswegen die meisten Kinder sich schon sehr früh auf den Schulweg machen müssen. Oftmals liegen die Schulen weit weg von zuhause und die Kinder haben einen längeren Schulweg. Daher ist es nicht selten, dass manche Kinder oft zu spät in die Schule kommen. Die LehrerInnen wissen darüber allerdings Bescheid und kennen zumeist auch die Umstände, unter denen die Kinder in die Schule gehen müssen. Die Kinder essen gemeinsam in der Schule zwischen den Unterrichtseinheiten. Nach der Schule machen sich die Kinder wieder auf den Heimweg. In den Schulen in Tansania ist es, wie Kunkler (2007) schon beschrieben hat, Pflicht, eine Schuluniform zu tragen. Dieser Bestandteil des Schulalltags wurde von den britischen Missionaren aus dem 19. Jahrhundert übernommen (vgl. Kunkler 2007, S. 73f.) (siehe Abb. 46).



Abb. 46: Schuluniformen

Die Vor- und Nachteile der Schuluniformen werden wir später noch diskutieren. Um nun noch auf die Fragen ‚Was wird gelernt? Wie sieht der Stundenplan aus?‘ zu kommen, möchten wir im Folgenden noch kurz die wichtigsten Fächer auflisten, an denen wir auch bei unserer Reise in den Schulen teilnehmen konnten. In den Schulen wird neben der Landessprache Kisuaheli (oder auch Kiswahili und Swahili genannt) Englisch gelehrt.

Des Weiteren wird das Fach Mathematik unterrichtet. Ein weiteres wichtiges Fach, welches uns sofort aufgefallen ist, ist das Fach Ethik. Die Begründung für die Wichtigkeit dieses Faches war, dass die Kinder schon früh den richtigen Umgang und das richtige Verhalten mit und in der Gesellschaft lernen müssen, um sich später einen Zugang verschaffen zu können. „Wir sagen ihnen, wie wichtig es ist, in der Gesellschaft akzeptiert zu werden. Wir unterrichten nicht nur Fächer, sondern haben auch Zeit, über die wichtigen Dinge des Lebens zu reden“ (Interview 2 2011, S. 2 Absatz 5). Wir schließen daraus, dass hiermit wieder ein sehr großes Augenmerk auf die weitere Zukunft der Kinder gelegt wird. In diesem Bereich allerdings nicht nur auf das Wissen, welches sie sich in der Schule aneignen müssen, sondern auf das angemessene Verhalten im Umgang mit anderen Menschen. In diesem Fach lernen die SchülerInnen, wie man seinem Gegenüber mit Respekt, Achtung und Wertschätzung gegenübertritt.

Die Räumlichkeiten der Schulen in Tansania ähneln einander. Die Klassen sind allgemein sehr kahl und haben Fensterausbuchtungen, jedoch keine Glasscheiben, die diese ausfüllen. Dies ist von großem Nachteil, da durch die Fensterluken der Staub vom trockenen Boden außerhalb der Schulen ständig in die Klassen gewirbelt wird. Trotzdem sind die Klassen verhältnismäßig sauber. Die Klassenräume haben meistens keine Türen. Wenn Türen vorhanden sind, dann werden diese nicht geschlossen oder können nicht geschlossen werden, da sie defekt sind. In den Klassen selbst gibt es eine große Tafel, Sessel, Bänke und Tische für die SchülerInnen. „Fenster ohne Glas, offene Türe – knarrt immer, einigermaßen sauberer Boden, Sessel, große alte Tafel“ (Beobachtungsbogen 5 2011, Zeile Schulklasse/Räumlichkeiten). „Fenster ohne Glas, offene Türe, schmutziger Boden, kleine Tische, Sessel, große alte Tafel“ (Beobachtungsbogen 3 2011, Zeile Schulklasse/Räumlichkeiten). Die Klassenräume sind unterschiedlich groß und sind mit durchschnittlich 45 SchülerInnen pro LehrerIn überfüllt (vgl. Beobachtungsbögen 3 und 5 2011, Zeile Schulklasse/Räumlichkeiten).

Die Kinder tragen Schuluniformen und jedes Kind hat ein Heft mit einem Stift. Lediglich in den privaten Schulen gibt es mehr Schulmaterial für die Kinder. In den meisten Schulen gibt es Vorrichtungen für Licht (vgl. Beobachtungsbögen 1,2,3,5 2011, Zeile Schulklasse/Räumlichkeiten). Fraglich ist immer, ob auch Strom zur Verwendung des Lichts vorhanden ist und das Licht überhaupt funktioniert. Hier haben wir uns des Öfteren die Frage gestellt, weshalb in einem Land wie Tansania die Stromversorgung nicht auf die sinnvollste Variante der Solarenergie umgestellt wird. Nur ganz wenige, schon eher fortschrittliche Schulen versorgen ihre Gebäude mit Solarstrom, da diese die logischste Lösung ist. Durch Gespräche konnten wir herausfinden, dass selbst die Materialien für eine Solaranlage nicht extra importiert werden müssten, sondern vor Ort ein japanischer Händler die Anlagen verkauft. Somit wäre auch das Problem einer übermäßig teuren Anschaffung nicht gegeben. In unseren Augen wäre es sinnvoll, Projekte vor diesem Hintergrund zu unterstützen, weil dadurch die Stromversorgung und das Leben um einiges vereinfacht werden würden.

#### 9.7 Ehrenamt Allgemein/Schwierigkeiten/Gründe und Verein Usseri

Der Verein Usseri ist wie im theoretischen Teil bereits beschrieben ehrenamtlich aufgebaut. Der Verein behält auch keinerlei Verwaltungskosten zurück. Das gesamte Geld fließt somit direkt in die Unterstützung der Kinder in Tansania. Sämtliche Reisen werden selbst finanziert und auch die Telefonkosten oder Internetkosten werden aus eigener Tasche bezahlt. Die Mitglieder des Vereins zahlen einen jährlichen Mitgliedsbeitrag, der für etwaige anfallende Kosten wie Werbekosten verwendet wird. „Das sind eben auch diese Kriterien, dass wir eben auch unsere Reisen selber bezahlen. Das, was wir eben so verbrauchen, Telefonkosten, Internet und so, das bisschen Geld, was wir brauchen, das stammt aus unseren eigenen Mitgliedsbeiträgen“ (Interview 1 2011, S. 5 Absatz 2). Im Falle der Werbung wird auf einen sehr sparsamen Umgang mit den dem Verein zur Verfügung gestellten Mitteln Wert gelegt. Auf die Forschungsfrage hin ‚Wie sieht das Entwicklungsprojekt von Usseri genau aus?‘ ist zu den oben genannten Fakten weiters die Zusammenarbeit mit den KooperationspartnerInnen vor Ort hervorzuheben. In Tansania gibt es verschiedene ProjektpartnerInnen, welche wir bei unserer Reise alle persönlich kennen lernen durften. „(...) kam unser Ansprechpartner Father Maningi von seiner Messe nach

Hause und begrüßte uns herzlich. Father Gebra, mit dem schon die Fahrt nach „Usseri“ (ein Bergdorf), in welchem wir viele verschiedene Schulen besuchen werden, geplant war, kam ebenfalls kurz vorbei, um uns zu begrüßen und um Details abzuklären“ (Forschungstagebuch 2011, S. 1). Des Weiteren konnten wir alle bei ihrer Arbeit begleiten und wir wurden von ihnen zu den Schulen und zu einzelnen Familien, welche Schulgeld-Patenschaften vom Verein Usseri erhalten, geführt und begleitet. „Während einer zwei-stündigen, holprigen Autofahrt, in der wir sehr viel über das Projekt ‚Usseri‘ erfahren haben, kamen wir endlich im Bergdorf Usseri an. Wir holten noch Judith, eine wichtige Projektpartnerin ab, die uns dann den ganzen weiteren Tag begleitete, da sie alles über die Familien, die vom Verein unterstützt werden, weiß“ (Forschungstagebuch 2011, S. 11). Die PartnerInnen vor Ort wissen also sehr gut über die Familien und auch über das Projekt selbst Bescheid. Sie alle konnten die Obfrau des Vereins bei ihrem letzten Besuch in Tansania persönlich kennen lernen. Das gegenseitige Kennenlernen war ein weiteres Stück Vertrauensaufbau. Die PartnerInnen kennen die Region und die Menschen, die dort leben, und können daher schnell erkennen oder von anderen Menschen erfahren, wo die Not am größten ist. Die Person, welche bei der ganzen Zusammenarbeit die eigentliche Hauptakteurin ist, ist Judith. „Und diese Judith ist eine ganz wichtige Frau, weil das hat sich herumgesprochen dass die so Kontaktperson ist, wenn jemand jetzt in großer Not ist. Es gibt hier auch Menschen, die die Fähigkeit haben, zu sagen, da muss man ja was machen können, da weiß ich wen. Das heißt, sie hat so ein bisschen das Ohr an der Not. Sie betreibt das auch als Ehrenamt“ (Interview 1 2011, S. 8 Absatz 1). Judith kann als Anlaufstelle vor Ort bezeichnet werden. „Judith hat einen kleinen Shop in Usseri, der eine Anlaufstelle für viele Familien ist. Außerdem weiß sie über alle Familien Bescheid, somit wissen wir immer, wer die Hilfe am nötigsten braucht. Sie besucht die Kinder auch des Öfteren und ist uns wirklich eine große Stütze. Sie macht diese ganze Arbeit freiwillig und bekommt dafür nichts bezahlt“ (Interview 6 2011, S. 1 Absatz 1).

Diese genannten Arbeitsweisen lassen schnell erkennen, dass der Verein Usseri e.V. ehrenamtlich arbeitet. Dies bestätigen auch die Vereinsstatuten welche online unter [http://usseri.org/USSERI\\_Vereinsstatuten.pdf](http://usseri.org/USSERI_Vereinsstatuten.pdf) nachzulesen sind. Wie nun schon ersichtlich wurde, ist die ehrenamtliche Arbeit allgemein nicht selbstverständlich und kostet Zeit und auch Geld. Dieser Aspekt bestätigt die Definitionsweise wie Freiwilligkeit mittlerweile beschrieben wird: „Freiwilligenarbeit ist eine Leistung, die freiwillig und ohne Bezahlung für

Personen außerhalb des eigenen Haushaltes erbracht wird“ (Statistik Austria 2008, S. 3). Mit diesem Zitat ist der Begriff der Freiwilligenarbeit klar abgegrenzt. Ein wichtiger Punkt, den wir feststellen konnten, ist, dass die Frustrationsgefahr in der ehrenamtlichen Tätigkeit und vor allem in der ehrenamtlichen Tätigkeit in der Entwicklungszusammenarbeit sehr hoch ist. Dies hängt damit zusammen, dass sich mit einer Spende allein nicht das gesamte Leben der Betroffenen verändert, sondern dies nur ein winziger Schritt in die richtige Richtung ist. Die Frustration ist nicht zu unterschätzen.

So wurden wir auch bei unserer Reise Zeuginnen, dass es nicht immer einfach ist, Hilfe zu leisten. Oftmals werden Projekte nach der Fertigstellung einfach nicht mehr benutzt oder alles wird beim nächsten Besuch verwahrlost wieder aufgefunden. „Verwundert waren wir über die Tatsache, dass der Spielraum und die Sandkiste, die von Brigitte vor einem Jahr in einem ihrer Projekte errichtet worden waren, verwahrlost und unbenutzt waren. Brigitte erklärte uns jedoch, dass sämtliche Projekte, die nach dem Aufbau nicht weiterhin betreut werden, zumeist verfallen“ (Forschungstagebuch 2011, S. 8). Wobei hier wieder auf den Aspekt der Hilfe zur Selbsthilfe verwiesen werden muss. Es ist nicht sinnvoll, etwas zu errichten oder zu erbauen und dies den Menschen vor Ort zu übergeben, ohne sie am Wissen teilhaben zu lassen und ohne sie in das weitere Wissen und den Nutzen des Errichteten einzuführen.

Ein Beispiel, welches uns aus einem Krankenhaus in der Region erzählt wurde, wäre folgendes: „Das Krankenhaus bekam zwei Waschmaschinen von einer österreichischen Organisation gespendet. Es wurde vorgezeigt, wie diese funktionieren und eine Strom- und Wasserversorgung hergestellt. Niemand erklärte jedoch den Frauen, warum eine Waschmaschine besser ist als die Handwäsche. Niemand erklärte, dass die Wäsche hygienischer und reiner wird als mit Handwäsche. Niemand erklärte, dass hygienische Wäsche in einem Krankenhaus Leben retten kann. Nun waschen die Frauen die Wäsche mit den Händen“ (Forschungstagebuch 2011, S. 9). Folglich müsste von den Helfenden mehr Aufklärung betrieben werden.

Die Frustrationsgefahr beim Verein Usseri ist nicht sehr hoch, da bei der Übernahme einer Schulgeld-Patenschaft von Beginn an klar ist, dass diese finanzielle Unterstützung eine Investition in die Zukunft der SchülerInnen vor Ort ist und somit keine sofortige Wirkung erforderlich und möglich ist. Die einzige sofortige Veränderung, die bei der Übernahme geschieht, ist die gesicherte Teilnahme am Schulunterricht. Alles Weitere wird sich erst in

der Zukunft zeigen, beziehungsweise sollte die Auswirkung von Schulgeldpatenschaften sein, dass diese bis in die weitere Zukunft wirken. Sangmeister und Schönstedt bestätigen, wie oben bereits erwähnt, unsere Aussage, indem sie in ihrem Buch schreiben, dass die Aufgabe, einen Beitrag für die nachhaltige und zukunftsfähige Entwicklung auf der gesamten Welt zu leisten, zu einer der größten Herausforderungen zählt. Daher müssen alle Staaten, die sich für die Millenniumsziele verpflichtet haben, auch die Nachhaltigkeit in ihre Projekte mit einbauen. Es geht um eine positive Veränderung, die auch nach Ende der Projekte weiter anhält. (vgl. Sangmeister/Schönstedt 2010, S. 167).

Durch unsere Untersuchungen konnten wir außerdem feststellen, dass vor allem der Aspekt des Ausstiegs aus einem Verein von enormer Wichtigkeit ist. Denn, ist der Weg aus einem Prozess heraus bereits vor dem Beitreten bekannt, fällt es leichter, eine Aufgabe zu übernehmen. So definiert auch die Obfrau des Projekts Usseri Ehrenamt als ein „... Ehrenamt, das ich in Ehren aufhören kann“ (Interview 1 2011, S. 6 Absatz 2). Der Verein Usseri klärt von Beginn an die Optionen, wie es möglich ist auszusteigen. Wenn eine Patenschaft übernommen wird, dann besteht keinerlei Verpflichtung, diese auch im nächsten Jahr weiterzuführen, und auch als MitarbeiterIn hat man die Chance jederzeit auszusteigen. „Es ist auch im Verein mehrfach deklariert dass jeder die Möglichkeit hat zu sagen, mein Leben hat sich verändert, meine Interessen haben sich verändert. Ich möchte jetzt nicht mehr weitermachen“ (Interview 1 2011, S. 6 Absatz 2). Allgemein wurden für die Übernahme einer ehrenamtlichen Tätigkeit eine gewisse soziale Grundhaltung und vor allem das Interesse am Leisten von Hilfe zur Selbsthilfe genannt. Hilfe zur Selbsthilfe ist ein sehr wichtiges Thema, da es den HelferInnen von großer Bedeutung ist, dass die Betroffenen nach Beendigung der Hilfeleistung ein eigenständiges und besseres Leben führen können. „Also ich hoffe schon, zumindest ist es ein Versuch, dass sie es vielleicht selber in die Hand nehmen. Es sind ziemliche Altlasten da, aber sonst denke ich mir, hoffe ich schon, dass es für einzelne Menschen ein Fortschritt ist und dann für die nächste Generation, wenn dann einmal die Mütter ausgebildet sind, gerade die Mütter hätten dann mehr Einfluss“ (Interview 7 2011, S. 3f. Absatz 3). So ist eine langfristige Besserung in Aussicht und der Sinn des geleisteten Ehrenamts ersichtlich.

Zusammenfassend kann noch einmal festgehalten werden, dass die Betonung bei der Frage nach dem ‚Warum jemand ein Ehrenamt übernimmt‘, immer wieder auf dem Wort der Freiwilligkeit lag. Die Entscheidung, etwas ehrenamtlich zu unternehmen bzw. zu er-

ledigen, ist immerhin freiwillig und wird schließlich von derjenigen Person selbst beschlossen. Auf die Forschungsfrage hin „Was bedeutet es, ehrenamtlich zu arbeiten?“ können wir nun festhalten, dass einerseits der Aspekt des ‚Ich tue etwas in Ehren und um anderen zu helfen‘ im Vordergrund steht. Andererseits sind die Unentgeltlichkeit und die Freiwilligkeit wichtige Merkmale. Eine Aufgabe vor dem Hintergrund des Helfens zu übernehmen, stellt einen Kernaspekt dar. Neben den Schwierigkeiten wie Frustration oder dem Zeitaufwand überwiegen allerdings die vorhin erwähnten Gründe für die Übernahme einer freiwilligen Tätigkeit. Wichtig zu erwähnen ist hier allerdings auch, dass es sich bei der Hilfe des Vereins Usseri um eine ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ handelt. Besonders hier ist dies anhand der langfristigen und auch nachhaltigen Unterstützung durch eine Investition in die Zukunft ersichtlich. „Sie können durch die Schule später Berufe erlernen. Und somit durch die eigene Erwerbstätigkeit ihr Leben sichern. Also braucht man eine gute Ausbildung, damit ich später Chancen habe. (...) Die brauchen mehrere Generationen, um aus dieser Lage wieder herauszukommen. Und insofern ist es Hilfe zur Selbsthilfe im allerbesten Sinn. Mehr möchte ich nicht machen. Die kriegen einfach die Chance, auf die eigenen Füße zu kommen. Mehr möchten wir dann auch nicht tun“ (Interview 1 2011, S. 12 Absatz 2).

Abschließend lässt sich sagen, dass es jeder/jedem selbst obliegt, ob sie/er einen Teil ihrer/seiner Zeit und/oder ihres/seines Geldes in die Hilfe für andere Menschen investieren möchte. Es gibt unterschiedliche Gründe für oder gegen die Hilfe, die jede/jeder selbst entscheiden muss. So können auch wir mit dem konform gehen, wie die Obfrau des Vereins Usseri sagt, dass „... jeder Mensch, wenn er die Ressource hat, einen Teil von seinen Möglichkeiten für die Allgemeinheit hergeben sollte. (...) Das muss jetzt nicht das ganze Leben sein, aber ich glaub so ein Stück weit Verantwortung für einen Bereich, den ich aber in Freiheit übernehme. (...) Ich glaub, dass man sich selbst ein Geschenk damit macht“ (Interview 1 2011, S. 5 Absatz 1).

### 9.8 Wichtigkeit von Schulgeld-Patenschaften

In Tansania und speziell in der Region Usseri herrscht eine sehr hohe Arbeitslosigkeit. Durch die immer größer werdende Trockenheit und die dadurch entstehende Dürrezone in der Region Usseri gibt es keine Möglichkeit des Anbaus mehr und die Menschen vor Ort

haben keine Möglichkeit mehr, durch Arbeit Geld zu verdienen. Dies ist mitunter einer der Gründe, warum die Menschen dort so großen Wert auf Bildung legen, weil sie wissen, dass dieser Weg der einzige ist, der in eine bessere Zukunft führt. Mit einer guten Ausbildung können es sich die Kinder später leisten, die Region zu verlassen, um woanders Arbeit zu finden (vgl. Interview 1 2011, S. 3f.) Die Familien in der Region haben oftmals nicht genug Geld, um die gesamte Familie ernähren zu können. Daher ist es auch nicht möglich, das Schulgeld für ein oder manchmal sogar für mehrere Kinder zu bezahlen. Oft stehen die Eltern dann vor der Entscheidung, ob sie die ganze Familie ernähren oder einem Kind die Schule ermöglichen. „Oftmals müssen sich Familien zwischen der Investition eines Schulgeldes für ein Kind oder in die Ernährung der ganzen Familie entscheiden. Die meisten entscheiden sich natürlich für die Ernährung der gesamten Familie“ (Interview 6 2011, S. 2 Absatz 3). Schulgeld-Patenschaften sind somit nicht nur für das einzelne Kind sinnvoll, sondern auch für die gesamte Familie eine wesentliche Erleichterung. Die Familien in Usseri wohnen in nicht als Haus zu bezeichnenden Holzhütten mit einem Wellblechdach inmitten von Bananenplantagen. „In diesen Holzhütten leben durchschnittlich sechs Personen“ (Forschungstagebuch 2011, S. 13). Die Familien sind aufgrund der fehlenden Arbeit auf Spenden angewiesen. Durch die Schulgeld-Patenschaften fallen die Geldsorgen der Familie zumindest bezüglich der Bildung der Kinder weg. Eine gute Ausbildung und die Möglichkeit auf eine bessere Zukunft sind somit gesichert.

Daraus schließen wir, dass die Auswirkungen der Schulgeld-Patenschaften in der ganzen Familie zu spüren sind. Die Eltern werden aufgrund des bezahlten Schulgeldes finanziell und auch psychisch von der Last und dem Druck, noch rechtzeitig das Geld für das neue Schuljahr zu bekommen, befreit. Die Kinder hingegen können gelassen und mit freiem Kopf in die Schule gehen und am Unterricht teilnehmen. Des Weiteren werden durch die Schulgeld-Patenschaften auch die Schuluniform und ordentliche, nicht kaputte Schuhe für die SchülerInnen finanziert. „Sobald arme Kinder eine Schulgeld-Patenschaft erhalten, können sie sich viel besser auf die Schule konzentrieren und die Geldsorgen fallen weg. Außerdem fühlen sie sich mehr dazugehörig, da sie ebenfalls Schuluniformen und bessere Schuhe tragen können“ (Interview 6 2011, S. 2 Absatz 3). Dieser Aspekt ist ebenfalls sehr wichtig, da Schuluniformen Pflicht sind und der Besitz einer solcher Schuluniform für das Kind ebenso entlastend ist, da es sich nun auch durch die Kleidung nicht mehr von den anderen Kindern unterscheidet.

Des Weiteren haben wir herausgefunden, dass sich die SchülerInnen durch die Patenschaften besser auf die Schule und auf das Lernen konzentrieren können. Sie müssen nicht ständig daran denken, wie sie sich das Schulgeld für das nächste Jahr erarbeiten können. Außerdem können die Kinder mit ruhigem Gewissen am Unterricht teilnehmen. „Es ist eine Erleichterung für die ganze Familie. Sie müssen nicht während der Schulzeit nachhause gehen, um Schulgeld zu holen“ (Interview 4 2011, S. 2 Absatz 2).

Eine wichtige Frage, die uns bei unserer Reise begleitet hat, war die Frage nach der Gleichberechtigung oder eventuellen ersichtlichen Unterschieden zwischen den SchülerInnen, die Schulgeld-Patenschaften erhalten, und jenen, die keine Patenschaft erhalten. Die Frage nach der Gleichberechtigung richtete sich danach, welche Kinder für die Patenschaft ausgewählt werden und ob es für diese Entscheidung gewisse Kriterien gibt. Bezüglich dieser Thematik können wir festhalten, dass die SchülerInnen von den KooperationspartnerInnen vor Ort ausgewählt werden. Die Auswahl erfolgt zugunsten der Ärmsten der Armen: „Die ärmsten Kinder werden ausgewählt. Meistens Kinder, die keine Eltern haben und bei den Großeltern wohnen“ (Interview 4 2011, S. 4 Absatz 3). Da fast alle Kinder in dieser Region von großer Armut betroffen sind, werden die Umstände der Kinder auch mit den LehrerInnen besprochen und Judith macht sich ein Bild von der familiären und auch häuslichen Situation. Anschließend entscheidet sie, welches Kind als nächstes eine Patenschaft bekommt. Somit können wir behaupten, dass die Patenschaften dort eingesetzt werden, wo die Hilfe am notwendigsten ist und keinerlei andere Kriterien für die Auswahl ausschlaggebend sind. Bezüglich der Frage nach etwaigen Unterschieden zwischen den Kinder mit und jenen ohne Patenschaften, konnten wir aufgrund des erst kurzen Bestehens des Vereins kaum etwas herausfinden. Die Lehrpersonen legen jedoch sehr großen Wert darauf, dass Geschenke oder etwa Briefe der PatInnen nicht vor der gesamten Klasse übergeben werden, da sich unter den SchülerInnen sonst eventuell Rivalitäten bilden könnten. Ein weiterer kleiner Unterschied ist die Ausstattung der Kinder. Die SchülerInnen, die eine Patenschaft erhalten, bekommen durch den einbezahlten Betrag eine vollkommen neue Schuluniform inklusive neuen Schuhen und Schulmaterialien. Normalerweise tragen die Kinder Uniformen aus mehreren zusammengesammelten Stoffen. Dies sind allerdings zum jetzigen Zeitpunkt die einzigen Faktoren, die einen Unterschied zwischen den Kindern, die Schulgeld-Patenschaften erhalten, und jenen, die keine Patenschaften bekommen, ausmachen.

Zusammenfassend können wir nun behaupten, dass Schulgeld-Patenschaften eine sehr sinnvolle Investition in die Zukunft der SchülerInnen sind. Sie dienen zur Verbesserung der aktuellen Lebensqualität der gesamten Familie und können zugleich den weiteren Lebensweg ebnen. Wir schließen daraus, dass der Verein Usseri mit seinem Projekt in Tansania somit Hilfe zur Selbsthilfe leistet. Diese zeigt sich vor allem durch eine eher passive Unterstützung mittels finanziellen Mitteln. Passiv daher, da mit der Übernahme der Schulgeld-Patenschaft zwar der Weg bereitet wird, dieser jedoch alleine von den Schülerinnen und deren Familien gegangen werden muss.

## 10. Rolle der ForscherInnen

Gefühle wie Neugierde, Unsicherheit, Skepsis, Aufregung und Freude begleiteten uns schon Wochen vor unserer Abreise nach Tansania. Wie werden uns die AfrikanerInnen aufnehmen? Wie sehen sie uns als ForscherInnen? Finden sie es gut, dass wir durch Beobachtungen und Interviews etwas über ihr Land und ihre Schulen erfahren wollen? Schon vor unserem Abflug hatten wir viel Arbeit, um uns gut auf unsere Forschungen in Tansania vorzubereiten. Wir stellten Interviewleitfäden und Beobachtungsbögen zusammen und führten schon ein Interview mit der Obfrau Ursula Keutmann-Plessas, um über Tansania informiert zu sein. Wir beantragten ebenfalls ein Reisestipendium, um finanziell ein wenig unterstützt zu werden. Wir kümmerten uns um wichtige Impfungen und informierten uns über wichtige Medikamente. Wir haben auch genügend Literatur zum Thema gelesen, um mit fundiertem Wissen ins Forschungsfeld gehen zu können. Je näher der Abflug rückte, desto besser waren wir vorbereitet. Mit den oben genannten Gefühlen stiegen wir ins Flugzeug und freuten uns auf spannende Wochen. In Tansania selbst war es uns von großer Bedeutung, immer einen roten Faden zu haben und nie den Überblick zu verlieren. Hier war es von Vorteil, dass wir uns nicht nur privat, sondern auch als Forscherinnen sehr gut verstanden und zu jedem Zeitpunkt die gleichen Ziele verfolgten. Daraus schließen wir, dass es sehr wichtig ist, sich mit der Forschungspartnerin gut zu verstehen und gut zusammenarbeiten zu können, da davon die Qualität der Ergebnisse abhängt. Es ist wichtig, die Arbeit klar aufzuteilen und die nächsten Schritte gemeinsam zu besprechen. Die Gespräche, die wir am Abend geführt haben, um das Erlebte verarbeiten zu können, waren notwendig, um die Gefühle der anderen zu kennen und die Absichten der anderen verstehen zu können. Ein weiterer wichtiger Aspekt war die beiderseitige Reflexionsbereitschaft und das Annehmen und auch Geben von guter Kritik und Verbesserungsvorschlägen. Dadurch war ein ehrlicher, offener und freier Umgang miteinander selbstverständlich.

In Tansania selbst bemerkten wir, wie sinnvoll die guten Vorbereitungen in Österreich waren. Denn in Tansania konnten wir somit flexibel auf sämtliche Änderungen reagieren.

Beispielsweise veränderte Abfahrtszeiten oder veränderte Schulen, Kindergärten und Waisenhäuser.

Anfangs waren wir in den Schulklassen eine spannende Abwechslung im Schulalltag und die Kinder beobachteten uns. Je länger wir beobachteten, desto eher ließ das Interesse nach und die Kinder verfolgten wieder gespannt den Unterricht. Dies lag möglicherweise auch daran, dass wir uns einfach in eine Schulbank setzten und ganz normal den Unterricht verfolgten. Wir schrieben genauso wie die Kinder unsere Skizzen und Notizen auf. Somit beunruhigten wir die Kinder mit unserer Arbeit nicht. Oftmals kam es auch vor, dass wir keinerlei Notizen während des Unterrichts machten, sondern sobald wir die Klasse wieder verlassen hatten, alles aufschrieben. Dies diente dazu, dass die SchülerInnen so unverfälscht wie möglich am Unterricht teilnehmen konnten. Daher versuchten wir, sie nicht zu stören oder in ihrer Verhaltensweise zu stark zu beeinflussen.

Bei den Interviews hatten wir das Gefühl, dass viele Dinge verschönert werden, um beispielsweise das Schulsystem in einem guten Licht erscheinen zu lassen. Hier hatten wir oft den Eindruck, dass wir eine einschüchternde Position eingenommen hatten. Wir befanden uns zu Beginn meist in der Position der Überprüfenden. Daher versuchten wir dann meistens, in ein normales alltägliches Gespräch überzuleiten, zu scherzen und dabei Vertrauen aufzubauen. Wenn uns das gelang, bauten wir im Rahmen der Gespräche unsere Interviewfragen ein. Trotz all der Bemühungen hatten wir wie eben schon beschrieben des Öfteren das Gefühl, dass manche Dinge uns gegenüber geschönt dargestellt wurden. Ergebnisse, die dadurch verzerrt sein könnten, wurden von uns jedoch kritisch betrachtet und reflektiert.

Von der allgemeinen Bevölkerung wurden wir liebevoll aufgenommen. Wir wurden als Forscherinnen gesehen, die versuchen ihrem Land zu helfen. Das Interesse an unserer Person, unserem Vorhaben und vor allem an unserem Leben in Österreich war enorm groß. Die Gespräche und Interviews, welche wir in Tansania geführt haben, waren somit für beide Seiten sehr interessant und aufschlussreich.

Die anfänglichen Zweifel, uns in englischer Sprache gut verständigen zu können, legten sich sofort, und wandelten sich in ein Gefühl des Stolzes, so professionell in das Forschungsfeld gegangen zu sein, um.

## 11. Diskussion und Resümee

Abschließend werden folgend noch einige wichtige Aspekte und Implikationen bezüglich der Ergebnisse diskutiert. Bezüglich der Entwicklungszusammenarbeit und der Qualitätsdimensionen wäre es notwendig, viel Wert auf die Motivation der Kinder zu legen und die unterschiedlichen Charaktereigenschaften mitzubeachten. Hinsichtlich der Ergebnisse des Schulablaufes in Tansania sollte in der Schule mit unterschiedlichsten Methoden versucht werden, jede/n SchülerIn dort abzuholen, wo er/sie steht. Es wäre von Vorteil, wenn man besser auf diese Kinder eingeht und sich auf ihre Bedürfnisse einstellt, um noch mehr aus diesen Kindern herauszuholen. Verschiedene Lernformen wären bestimmt für alle SchülerInnen einer Klasse eine gelungene Abwechslung und könnten Verbesserungen bewirken. Jedes Kind hat seine eigenen Qualitäten, Stärken und Schwächen, die es zu fördern, zu kompensieren oder zu akzeptieren gilt. Ein wichtiger Punkt bezüglich des Schulsystems in Tansania wäre es, mehr Wert auf die Ausbildung und die Förderung des Lehrpersonals zu legen. Es sollte auch viel Wert auf die Stärkung der Selbstkompetenz und des Selbstwertgefühls der afrikanischen Kinder gelegt werden, um nachhaltige Verbesserungen zu erreichen. Um in Afrika seinen Weg zu gehen, braucht es viel Kraft und Durchhaltevermögen. In Folge dessen könnten sie in Zukunft besser mit Konflikten umgehen, leichter und lieber Verantwortung übernehmen, bessere Erfolge im schulischen Bereich und bei der Arbeit erzielen und ihr Leben später auch gut alleine meistern. Unserer Ansicht nach sind hier EntwicklungshelferInnen gefragt, die an diesem Punkt professionelle Arbeit leisten könnten. Man könnte Workshops mit den Kindern und Jugendlichen machen oder gemeinsam Projekte zum Thema Selbst- und Sozialkompetenz durchführen.

In diesem Kapitel ist es von großer Bedeutung, auch den Sinn der Entwicklungszusammenarbeit in Form von enormen Geldspenden zu diskutieren. Für uns ist es fraglich, ob der unkontrollierte Einsatz von großen Geldbeträgen seinen gewünschten Zweck erfüllt. Wir stehen diesem Aspekt sehr kritisch gegenüber, da wie wir feststellen konnten, besonders der Bereich der Kontrollfunktion von großer Bedeutung ist. Das bedeutet, dass der Weg und vor allem die gerechte Verteilung des Geldes nachverfolgt werden muss. Des Weiteren sehen wir keinen Grund, einen Großteil der Spende in die Verwaltung der ver-

schiedenen Unternehmen fließen zu lassen. Wie am Verein Usseri ersichtlich ist, ist Entwicklungshilfe in Form von finanzieller Unterstützung auch anders möglich. Des Weiteren ist im Rahmen der sinnvollen Entwicklungsarbeit auch die Einhaltung der in unserer Arbeit angeführten Qualitätskriterien wichtig. Hier möchten wir vor allem ein Augenmerk auf den Einzug des Empowerment-Konzeptes legen, da unserer Meinung nach Entwicklungszusammenarbeit nur sinnvoll ist, wenn die Bedürftigen auch mit einbezogen werden. Ganz nach dem berühmten Sprichwort von Konfuzius: „Sag es mir, und ich werde es vergessen. Zeig es mir, und ich werde es vielleicht behalten. Lass es mich tun, und ich werde es können“. Keine Geldspende der Welt kann den bedürftigen Menschen langfristig helfen, wenn sie mit den dadurch erkauften Mitteln nicht umgehen können und nicht lernen zu wirtschaften. Somit möchten wir abschließend noch einmal darauf verweisen, dass der Kernpunkt jeglicher Entwicklungszusammenarbeit in der Hilfe zur Selbsthilfe liegt.

Bezüglich der Ergebnisse ist zusammenfassend zu sagen, dass der Verein Usseri tolle Arbeit leistet und durch die Leistungen vielen Kindern das Leben in Tansania erleichtert. Durch die Möglichkeit, in die Schule gehen zu können, wird für diese Kinder ein Meilenstein für ihre Zukunft gelegt und ihnen die Chance auf ein besseres Leben gegeben.

## Literaturverzeichnis:

**Anastasiadis, Maria** (2004): Die Zukunft der Arbeit und ihr Ende? Analyse der Diagnose: „der Dritte Sektor, unsere letzte, größte Hoffnung“ aus „Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft“ von Jeremy Rifkin in Hinblick auf transatlantische Übertragbarkeiten der gemeinsamen Vision. Graz: Institut für Erziehungswissenschaften.

**Anastasiadis, Maria/ Bachmann Gerhild** (2006): Das Tagebuch als Reflexions- und Forschungsinstrument. In: Flaker, Vito/ Schmid, Tom (Hrsg.): Von der Idee zur Forschungsarbeit. Forschen in Sozialarbeit und Sozialwissenschaft. Köln: Böhlau Verlag, S. 485-495.

**Austrian Development Agency-Empowerment** (2004): Österreichische Entwicklungshilfe – Empowerment. In: <http://www.entwicklung.at/themen/gender/> [27.11.2011]

**Austrian Development Agency-Evaluierung** (2004): Österreichische Entwicklungshilfe – Evaluierung. In: <http://www.entwicklung.at/aktivitaeten/evaluierung/> [13.11.2011].

**Austrian Development Agency-Millenniumsziele** (2004): Österreichische Entwicklungshilfe - Millenniumsziele. In: <http://www.entwicklung.at/?id=69> [08.11.2011].

**Austrian Development Agency-Österreich** (2004): Österreichische Entwicklungshilfe – In: <http://www.entwicklung.at/entwicklungspolitik/oesterreich/> [27.11.2011].

**Auswärtiges Amt Deutschland** (2011): Außenpolitik. Länderinformationen über Tansania. In: [http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Aussenpolitik/Laender/Laenderinfos/01-Nodes\\_Uebersichtsseiten/Tansania\\_node.html](http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Aussenpolitik/Laender/Laenderinfos/01-Nodes_Uebersichtsseiten/Tansania_node.html) [11.10.2011].

**Backes, Gertrude** (1987): Frauen und soziales Ehrenamt. Zur Vergesellschaftung weiblicher Selbsthilfe. Augsburg: Maro Verlag.

**Beobachtungsbogen 1** (2011): Schultag im KTTC. Nähunterricht. 26.08.2011.

**Beobachtungsbogen 2** (2011): Schultag im KTTC. Computerunterricht. 26.08.2011.

**Beobachtungsbogen 3** (2011): Schultag in Primory School. 29.08.2011.

**Beobachtungsbogen 4** (2011): Beobachtungsbogen Alltag. 29.08.2011.

**Beobachtungsbogen 5** (2011): Schultag in Secondary Schools. 29.08.2011.

**Bliss, Frank/ Schönhuth, Michael/ Zucker, Petra** (2002): Welche Ethik braucht die Entwicklungszusammenarbeit. Bonn: Horlemann Verlag.

**Birkhölzer, Karl** (2004): Entwicklung und Perspektiven des Dritten Sektors in Deutschland. Bilanz eines Forschungsvorhabens. In: Birkhölzer, Karl/Kistler, Ernst/Mutz, Gerd (Hrsg.): Der Dritte Sektor. Partner für Wirtschaft und Arbeitsmarkt, S. 9-35.

**BM.I Vereinswesen Grundsätzliches** (2011): Bundesministerium für Inneres. Vereinswesen – Grundsätzliches. In:  
[http://www.bmi.gv.at/cms/BMI\\_Vereinswesen/grundsaeztliche/Vorbemerkungen.aspx](http://www.bmi.gv.at/cms/BMI_Vereinswesen/grundsaeztliche/Vorbemerkungen.aspx)  
[15.11.2011].

**BM.I. Vereinswesen Gründung** (2011): Bundesministerium für Inneres. Vereinswesen – Gründung. In:  
[http://www.bmi.gv.at/cms/BMI\\_Vereinswesen/grundsaeztliche/Vorbemerkungen.aspx](http://www.bmi.gv.at/cms/BMI_Vereinswesen/grundsaeztliche/Vorbemerkungen.aspx)  
[15.11.2011].

**BMASK** (2011): Europäisches Jahr der Freiwilligentätigkeit 2011. In:  
<http://www.bmask.gv.at/cms/site/liste.html?channel=CH0808> [14.11.2011].

**Close, Peter/Thole, Werner** (2006): Pädagogische Forschung im Kontext von Ethnografie und Biografie. In: Close, Peter/Thole, Werner (Hrsg.): Ethnografische Zugänge. Professi-

ons- und adressatInnenbezogene Forschung im Kontext von Pädagogik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9-16.

**Das Hungerprojekt-Paradigmen** (2007): Dienstleistungs-Paradigma – Empowerment-Paradigma.

In:[http://www.partizipation.at/fileadmin/media\\_data/Downloads/themen/EZA\\_Paradigmen.pdf](http://www.partizipation.at/fileadmin/media_data/Downloads/themen/EZA_Paradigmen.pdf) [12.11.2011].

**Das Hungerprojekt** (2007): Was meinen wir mit Empowerment. In: [http://das-hungerprojekt.de/download/NL\\_2007\\_04\\_dt.pdf](http://das-hungerprojekt.de/download/NL_2007_04_dt.pdf) [13.11.2012].

**Düchting, Frank** (2000): Vom deutschen Verin zum „Dritten Sektor“. In: Widerspruch, Heft 75. Bielefeld, S. 39-56.

**Eder, Barbara** (2011): Freiwilligentätigkeit in Österreich. Perspektiven und Möglichkeiten im europäischen Freiwilligenjahr. In:

<http://arbeitspapiere.files.wordpress.com/2011/09/endtext-jbz-arbeitspapier-ap-eder-a5.pdf> [10.11.2011].

**Eiletz-Kaube, Daniela** (2010): Kulturschock Tansania. Bielefeld: Reise Know How Verlag Peter Rump GmbH.

**Europäische Zusammenarbeit** (2011): Multilaterale EZA. Österreichs EU-Beiträge. In: <http://www.eza.at/index1.php?menuid=2&submenuid=44> [18.11.2011].

**Fialho Gomes, Bea de Abreu** (2008): Geber–Empfänger-Beziehungen: Partnerschaften und Hierarchien. In: Fialho Gomes, Beah de Abreu/ Maral-Hanak, Irmi/ Schicho, Walter (Hrsg.): Entwicklungszusammenarbeit. Akteure, Handlungsmuster und Interessen. Mandelbaum Verlag, S. 11-24.

**Freiwilligenweb** (2011): Das Europäische Jahr der Freiwilligentätigkeit zur Förderung der aktiven Bürgerbeteiligung 2011. In: <http://www.freiwilligenweb.at/index.php?id=CH1045> [14.11.2011].

**Friebertshäuser, Barbara** (2003): Feldforschung und teilnehmende Beobachtung. In: Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Studienausgabe. Weinheim: Juventa Verlag, S. 503-535.

**Hansen, Stefan** (2008): Lernen durch freiwilliges Engagement. Eine empirische Studie zu Lernprozessen in Vereinen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

**Heimgartner, Arno** (2004): Ehrenamtliche bzw. freiwillige Arbeit in Einrichtungen sozialer Arbeit. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH Europäischer Verlag der Wissenschaften.

**Heiner, Maja** (1996): Ziel und kriterienbezogenes Qualitätsmanagement in der sozialen Arbeit – Von Katalogisieren der Aktivitäten zur Reflexion von Qualitätskriterien. In: Merchel, Joachim / Schrapper, Christian: Neue Steuerung – Tendenzen der Organisationsentwicklung in der Sozialverwaltung. Münster, S. 210-230.

**Herpertz-Dahlmann/Resch/Schulte-Markwort/Warnken** (2003): Entwicklungspsychiatrie. Biopsychologische Grundlagen und die Entwicklung psychischer Störungen. Stuttgart: Schattauer Verlag.

**Herriger, Norbert** (2010) : Empowerment in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 4. Auflage. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.

**Hiebinger, Irene** (2005): Die sozialökologische Orientierung als Domäne Sozialer Arbeit. In: Gehrman, Gerd / Müller, Klaus D. (Hrsg.): Aktivierende Soziale Arbeit mit nicht-motivierten Klienten. Berlin und Regensburg, S. 41-83.

**Homepage Verein Usseri FAQs:** Fragen und Antworten. In: [http://usseri.org/USSERI\\_FAQs\\_de.pdf](http://usseri.org/USSERI_FAQs_de.pdf) [10.11.2011].

**Homepage Verein Usseri Statuten** (2010): Usseri Vereinsstatuten. In: [http://usseri.org/USSERI\\_Vereinsstatuten.pdf](http://usseri.org/USSERI_Vereinsstatuten.pdf) [10.11.2011].

**Horch**, Heinz-Dieter (1992): Geld, Macht und Engagement in freiwilligen Organisationen. Grundlagen einer Wirtschaftssoziologie von Non Profit-Organisationen. Berlin: Duncker Humblot.

**Interview 1** (2011): Obfrau des Vereins Usseri-Ursula Keutmann-Plessas. 10.08.2011.

**Interview 2** (2011): LehrerInnen KTTC. 25.08.2011.

**Interview 3** (2011): SchülerInnen des KTTC. 25.08.2011.

**Interview 4** (2011): Projektpartner-Father Gebra. 29.08.2011.

**Interview 5** (2011): Entwicklungshelferin-Brigitte Brandmüller. 31.08.2011.

**Interview 6** (2011): Projektpartner-Father Maningi. 02.09.2011.

**Interview 7** (2011): Patin eines Schulkindes. 14.11.2011.

**Ki-Moon**, Ban (2011): Vorwort. In: Vereinte Nationen (Hrsg.): Millenniums-Entwicklungsziele. Bericht 2011. New York, S. 3.

**Kitta**, Septimi (2004): Enhancing mathematics teacher's pedagogical content knowledge and skills in Tanzania. Enschede: PrintPartners Ipskamp.

**Terberger**, Eva (2011): Evaluierung in der Entwicklungszusammenarbeit. Das Beispiel der Finanziellen Zusammenarbeit. In: König, Julian/Thema, Johannes (Hrsg.): Nachhaltigkeit in

der Entwicklungszusammenarbeit. Theoretische Konzepte, strukturelle Herausforderungen und praktische Umsetzung. Globale Gesellschaft und internationale Beziehungen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 219-238.

**Kunkler, Tom (2007):** Kilimanjaro. Tanzania, Sansibar, Safari. Trekking und Abenteuer am höchsten Berg Afrikas. Bad Kreuznach: Toku Consulting e.K./ Eigenverlag.

**Lamnek, Siegfried (2005):** Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 4.Auflage. Basel: Beltz Verlag.

**Lamnek, Siegfried (1995):** Qualitative Sozialforschung. Band 2. Methoden und Techniken. 3. Auflage. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

**Lema, Elieshi/ Mbilinyi, Marjorie/ Rajani, Rakesh (2004):** Nyerere on Education/Nyerere kuhusu Elimu. Selected Essays and Speeches 1954-1998. E & D Ltd.; Bilingual edition.

**Lüders, Christian (2000):** Beobachten im Feld und Ethnographie. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbeck bei Hamburg: rowohlt's enzyklopädie, S. 384-401.

**Mair, Anton (2008):** Grundlagen und Funktionsweisen der österreichischen Ost- und Entwicklungszusammenarbeit. In: Fialho Gomes, Beah de Abreu/ Maral-Hanak, Irmi/ Schicho, Walter (Hrsg.): Entwicklungszusammenarbeit. Akteure, Handlungsmuster und Interessen. Mandelbaum Verlag, S. 125-144.

**Mayring, Philipp (1990):** Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. München: Psychologie Verlags Union.

**More-Hollerweger, Eva/Spajcer, Selma (2009):** Strukturen des Freiwilligensektors. In: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (Hrsg.): 1. Bericht zum freiwilligen Engagement in Österreich. Wien: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz, S. 30-48.

**More-Hollerweger, Eva/Sprajcer, Selma/Eder, Eva Maria** (2009): Einführung – Definition und Abgrenzung von Freiwilligenarbeit. In: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und **Konsumentenschutz** (Hrsg.): 1. Bericht zum freiwilligen Engagement in Österreich. Wien: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz, S. 1-12.

**Müller, Johannes** (2002): Ethische Grundsatzprobleme in der Entwicklungspolitik: Der Imperativ menschlicher Solidarität und die Entwicklungsethnologie. In: Bliss, Frank/Schönhuth, Michael/Zucker, Petra (Hrsg.): Welche Ethik braucht die Entwicklungszusammenarbeit. Bonn: Horlemann Verlag, S. 50-64.

**Organization for Economic Co-operation and Development** (2011): OECD. Ziele und Partner.

In: [http://www.oecd.org/pages/0,3417,de\\_34968570\\_35009030\\_1\\_1\\_1\\_1\\_1\\_1,00.html](http://www.oecd.org/pages/0,3417,de_34968570_35009030_1_1_1_1_1_1,00.html) [18.11.2011].

**Österreichische Entwicklungszusammenarbeit** (o.J.): Leitlinien für Evaluierung in der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit. In:

[http://www.oefse.at/download/proj/1\\_Leitlinien\\_dt.pdf](http://www.oefse.at/download/proj/1_Leitlinien_dt.pdf) [13.11.2011].

**Österreichische Gesellschaft für Umwelt und Technik** (2001): Partizipation und nachhaltige Entwicklung. In:

[http://www.partizipation.at/fileadmin/media\\_data/Downloads/themen/part-eza.pdf](http://www.partizipation.at/fileadmin/media_data/Downloads/themen/part-eza.pdf) [08.11.2011].

**Sangmeister, Hartmut/Schönstedt, Alexa** (2010): Entwicklungszusammenarbeit im 21. Jahrhundert. Ein Überblick. Baden-Baden: Nomos Verlag.

**Schicho, Walter/Nöst Barbara** (2008): Entwicklungsdiskurs und Praxis der EZA: Konzepte, Akteure und Widersprüche. In: Fialho Gomes, Beah de Abreu/ Maral-Hanak, Irmi/Schicho, Walter (Hrsg.): Entwicklungszusammenarbeit. Akteure, Handlungsmuster und Interessen. Mandelbaum Verlag, S. 43-64.

**Stark, Wolfgang** (1991): Prävention und Empowerment. In: Hörmann, G.; Koerner, W. (Hrsg.): Klinische Psychologie. Ein kritisches Wörterbuch. S. 213-232.

**Statistik Austria** (2008): Struktur und Volumen der Freiwilligenarbeit in Österreich. In: [http://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/soziales/freiwilligenarbeit/index.html](http://www.statistik.at/web_de/statistiken/soziales/freiwilligenarbeit/index.html) [10.11.2011].

**Theunissen, Georg** (2009): Empowerment und Inklusion behinderter Menschen. Eine Einführung in Heilpädagogik und Soziale Arbeit. 2. Auflage. Freiburg im Breisgau: Lambertus Verlag.

**Thole, Werner** (2010): Ethnographie des Pädagogischen. Geschichte, konzeptionelle Kontext und Validität einer erziehungswissenschaftlichen Ethnographie. In: Cloos, Peter/Heinzel, Friedericke/Köngeter, Stefan/Thole, Werner (Hrsg.): „Auf unsicherem Terrain“. Ethnographische Forschung im Kontext des Bildungs- und Sozialwesens. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 17-34.

**Verein Usseri** (2011): Projektbeschreibung Usseri. Graz: Unveröffentlichtes Dokument.

**Vereinte Nationen** (2011): Millenniums-Entwicklungsziele. Bericht 2011. New York.

**Wessels, Christiane** (1994): Das soziale Ehrenamt im Modernisierungsprozeß. Chancen und Risiken des Einsatzes beruflich qualifizierter Frauen. Pfaffenweiler: Centaurus Verlag.

**Zimmer, Annette** (2005): Fachtagung „Freiwilliges Engagement und praktische Medienarbeit.“, Westfälische Wilhelms-Universität, 24.10.2005. Vortrag: „Bürgerschaftliches Engagement: Definition, Potential und Grenzen.“ In: [http://www.aktive-buergerschaft.de/fp\\_files/Zimmer\\_Vortrag\\_2005.pdf](http://www.aktive-buergerschaft.de/fp_files/Zimmer_Vortrag_2005.pdf) [14.11.2011].

**Zukang, Sha** (2011): Überblick. In: Vereinte Nationen (Hrsg.): Millenniums-Entwicklungsziele. Bericht 2011. New York, S. 4-5.

## **Abbildungsverzeichnis:**

Abbildung 1: Karte Afrika. Quelle: <http://www.thobareisen.de/afrika/tansania/index.php> [21.10.2011]

Abbildung 2: Karte Tansania. Quelle: <http://www.weltkarte.com/afrika/tansania/karte-provinzen-tansania.htm> [21.10.2011].

Abbildung 3: Aufbau des Schulsystems. Quelle: Kitta 2004, S. 14.

Abbildung 4: Schulklasse in Usseri. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 5: Tafel in Schule. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 6: Motivation der Kinder. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 7: Kinder in Unterricht. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 8: Wartezeit am Flughafen. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 9: Ankunft am Kilimanjaro Airport. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 10: Köchin Radegunda. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 11: Father Maningi's Haus. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 12: Stadt Moshi. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 13: Tansanische Schilling. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 14: Badezimmer. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 15: Lagerfeuerabend. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 16: KTTC. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 17: Schulklasse. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 18: Relaxingzone. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 19: Englischunterricht. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 20: Computerunterricht. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 21: Nähunterricht. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 22: Upendo Waisenhaus - Mittagessen. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 23: Upendo Waisenhaus - Sandspielplatz. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 24: 25 jähriges Priesterjubiläum. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 25: Ziege. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 26: Moshi Stadt. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 27: Der Autofahrversuch. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 28: Primary School in Usseri 1. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 29: Primary School in Usseri 2. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 30: Unterstütztes Schulkind. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 31: Wohnhütte in Usseri. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 32: Primary School in Usseri 3. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 33: Kindergarten in Usseri. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 34: Mit Father Gebra im Lake Challa. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 35: Sweet Bananas. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 36: Waisenhaus Upendo - Kinder am Klo. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 37: Sehnsucht nach Liebe. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 38: Blick auf den Kilimanjaro. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 39: Unterstützter Kindergarten. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 40: Kinder vor dem unterstützten Kindergarten. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 41: Zitronenverkäufer in Moshi. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 42: Kindergartengruppe. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 43: Schulkinder. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 44: Father Maningi. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 45: Blick aus dem Flugzeug. Quelle: Private Fotos.

Abbildung 46: Schuluniformen. Quelle: Private Fotos.